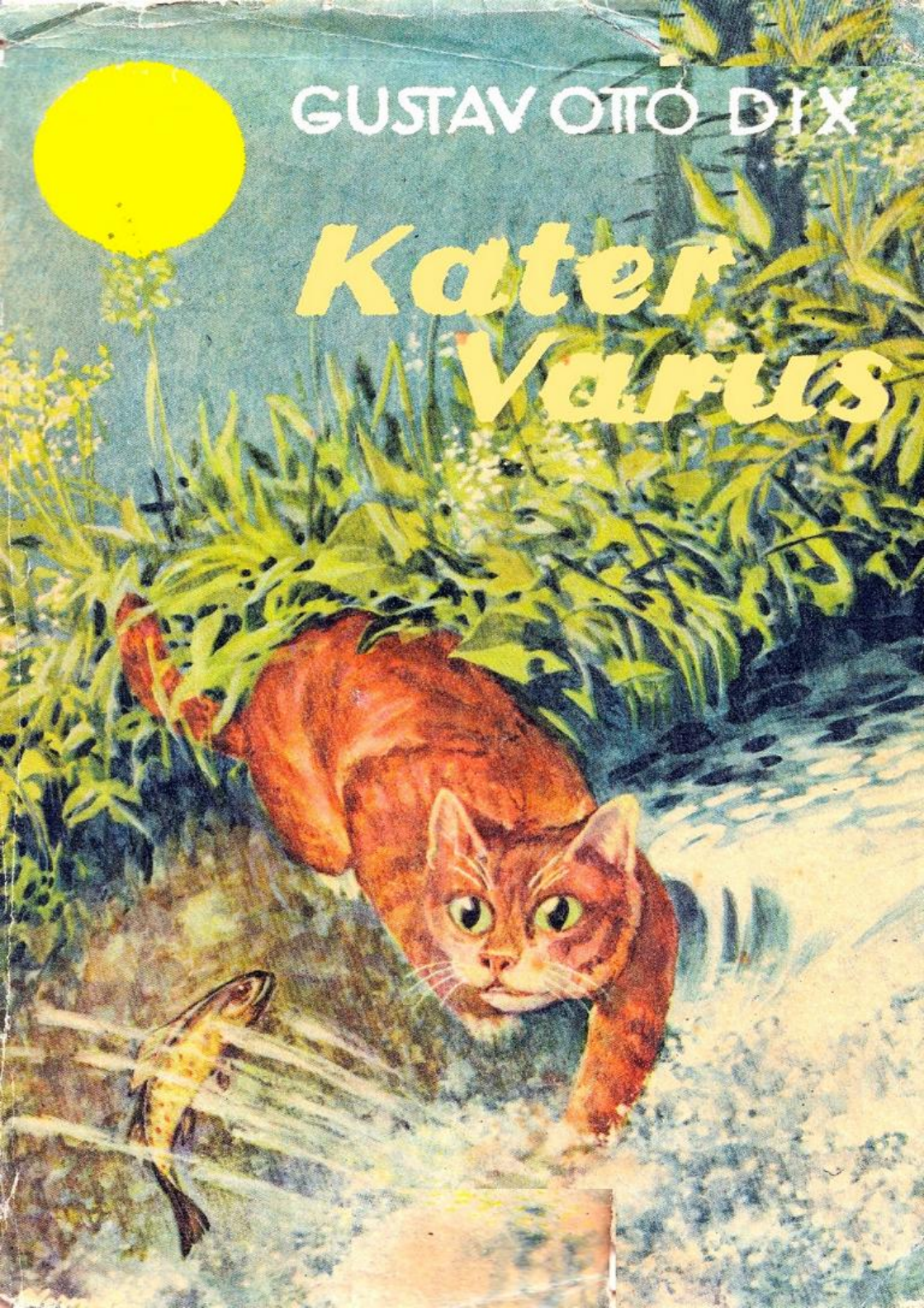
GUSTAV OTTO DIX

Kater Varus



Kater Varus, ein rothaariger starker Geselle, ist schon von klein auf ein Außenseiter des Katzengeschlechts. Sehr bald fühlt er sich als Beherrscher von Haus und Hof und macht sich schließlich im Hause bei den Menschen unbeliebt, weil seine Jagdlust selbst vor den Tieren des Hauses nicht Halt macht. Als er Gefahr für sein Leben wittert, läuft er davon, streunt in Wald und Feld umher und führt nun ein wechselvolles Räuberleben. Der Hunger zwingt ihn, ab und zu einen Abstecher in die Ställe der Bauerngehöfte zu machen.

Gustav Otto Dix, Tierkenner und Tierarzt, hat es ausgezeichnet verstanden, dieses Tierleben plastisch zu gestalten. Prächtig sind die Naturschilderungen, und die wenigen Menschen sind mit knappen Zügen klar und überzeugend dargestellt. Rudolf G. Werner hat mit feinem Einfühlungsvermögen diese Tierstudie illüstriert und ihr damit zu noch stärkerer Farbigkeit verholfen. Ein Buch für jeden Tierfreund — ob jung oder alt.

PETERMÄNKEN-VERLAG
SCHWERIN

Jacqueline Krusch

KATER VARUS

Tierstudie

von

Gustav Otto Dix

PETERMÄNKEN-VERLAG
SCHWERIN

Schutzumschlag, Einband und Illustrationen
von *Rudolf G. Werner*

Veröffentlicht 1956 unter Lizenz-Nr. 381/325/27/56
im Petermänken-Verlag Schwerin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt in der Baskerville-Antiqua
Gesamtherstellung: Karl-Marx-Werk, Pößneck, V 15/30

Noch eine ganz schwarze Wolke zieht über den Himmel dahin, – wie der Ewige Segler sieht sie aus. Dann aber lacht der Mond mit vollem Gesicht über die vielen hundert Schäfchenwolken, die bis in den frühen Morgen hinein tief unter ihm dahinziehen. Er hat auch Grund zum Lachen; denn auf Erden ist die Zeit angebrochen, in der tausend jubelnde Stimmen in Feld und Wald erklingen.

Ach, es war eine schlimme Zeit der Not gewesen, und die Ältesten im Dorfe konnten sich nicht auf solch einen Winter besinnen. Schneidend hatte der Frost schon im November im Walde gehangen, – und erst recht über den Wiesen und Feldern. Dann wurde der Himmel grau, und wochenlang hatte es fein geschneit, – ganz schräg waren, vom eisigen Sturme getrieben, die Flöckchen herangeflogen und hatten alles dick zugedeckt. Brombeerhecken, Haselnuß und das wilde Gestrüpp am Allersbache hatten dicke, weiße Hauben aufgesetzt, und die Fichten auf dem Berge stöhnten unter der Last der weißen Polster, die auf ihnen lasteten. Blankgewetzt waren um Weihnachten die Straßen vom ewigen Winde, und die Pferde konnten trotz hoher Stollen an den Hufeisen kaum vorwärtskommen. „Das gibt einen strengen Winter; die Maulwürfe und Hamster gehen tief", so hatten die alten Bauern gesagt und mit ihren Prophezeiungen recht behalten. Aber so streng, – das hatte wohl keiner gedacht. Für die meisten war es keine Freude, in

diesen Wochen draußen herumzustapfen, lediglich die Jungen und Mädel freuten sich, jagten mit den Schlitten die Hänge hinab und tanzten um die Schneemänner. Und noch einem gefiel die Geschichte ganz großartig, – das war der uralte Reineke Fuchs vom Allersberg. Immer, viele Jahre hindurch, war er durch die Maschen geschlüpft, und Schrot und Kugeln hatten ihm nicht das Leben ausblasen können. Aber man wird bei der Hetz und den Aufregungen, die das Leben auch für einen alten Schlauberger bringt, nicht jünger. Daran ändert auch der winterfeste und behagliche warme Bau tief unter der Jakobstanne nichts. Mit den Jahren wird eben der Pelz ruppiger, und die dummen Junghasen wischen einem mit ein paar albernen Hopsern direkt vor der Nase weg, ehe man zufassen kann. Selbst eine alte Glucke war ihm im vorigen Jahr durch den Zaun entkommen, als er dicht daneben auf sie gelauert hatte. Ja, das leidige Rheuma und die Schrotladung in der linken Keule, das hemmt noch zusätzlich Lauf und Elastizität in entscheidenden Augenblicken. Umso besser also, wenn man da einen Bundesgenossen hat wie den Meister Frost, der unbarmherzig zugreift und in den Schnee wirft, was nicht niet- und nagelfest ist. Ein geruhsamer Bummel über die Schafwiesen hatte sich noch immer gelohnt. Immer lagen da ein paar erfrorene Krähen, die dürren Beine hoch in die Luft gereckt und verkrampft. Und erst die vielen kleinen Vögel in Busch und Wald, die der Hunger niedergezwungen hatte. Es war ja nie viel dran, und das kalte Zeug rumort stundenlang in Wanst und Därmen. Aber,

was ein alter Fuchswanst ist, der verträgt schon eine Portion Druck. Oft auch war es vorgekommen, daß man ein Jungreh antraf, so gerade im Erkalten. Heraus zuerst mit der Leber und dem Herzen und geschlungen ohne Kauen! Danach schläft es sich herrlich, und man kann tief und satt gähnen im warmen Baue. Da hat es vorerst keine Eile, – an dem Rest kann man ja später nochmal vorbeigehen und sehen, was die zankenden Krähen übriggelassen haben. Ist nichts mehr da, dann ist es auch nicht so schlimm, der Meister Frost sorgt schon wieder.

Nun, die Zeit der Not ist vorbei, und niemand trauert um die, die sie nicht überstanden haben. Fröhlich singt die Welt das Lied des ewigen Frühlings.

„Blühend steigt der Lenz hernieder,
alles liebt und paart sich wieder",

so steht es eingekerbt in die Rinde der alten Kastanie vor dem Gasthofe „Zum roten Hahn".

Längst haben die ersten Boten, die Schneeglöckchen, ihre Köpfe wieder eingezogen, und nun hat ein großer

Maler Feld und Wald verjüngt. Silbern stehen die Maikätzchen auf den Ruten, üppig treibt das Futter dem ersten Schnitt entgegen, und die großen Blätter des wilden Rhabarbers decken den Allersbach, der wieder kristallklar dahinhüpft von Kiesel zu Kiesel, fast zu. Heimlich raschelt es im Schilf, und da, wo das Rohr im Morast steht, wälzen sich des Nachts die Sauen im kühlen Schlamm der heimischen Buchten. Wenn die Bauern über den Allersberg nach Waltersdorf hinuntergehen, da knöpfen sie die Joppen auf und ziehen das Halstuch ab.

Leise umfächelt der laue Frühlingswind die morschen Giebel der Hütten und Ställe des Dorfes, das sich im Tal hinkuschelt, als hätte es Angst vor einem großen Wetter. Ganz am Rande, abseits von den Gebäuden, steht die alte Scheune des Bauern Moser. Wer von den Leuten weiß, welche Geheimnisse die alte Scheune birgt?

Einige Wochen schon war die alte Moser-Katze mit dem Wurf im Leibe gegangen. In der ersten Zeit hatte sie noch auf Mäuse in den Ställen und am Strohdiemen gepaßt, dann war der Leib immer schwerer geworden, und das Greifen wurde zur Qual, wenn das wachsende Gesäuge aufprellte nach dem Sprunge. Immer müder und schleppender wurde ihr Gang, und immer häufiger zog sie sich an den Milchnapf mit den Brotstücken und Mahlzeitsknochen zurück, um in geruhsamer Weise Hunger und Durst zu stillen.

„Wer was tut, soll auch fressen", das war des Mosers feststehende Meinung, und daher war auch der irdene, braune Napf immer frisch gefüllt. Er wußte, was er an der alten Katze hatte; immer wenn er im Hofe umherkrebste, sah er sie mit einer fetten Maus irgendwohin verschwinden. Die Giftausleger hatten nichts zu suchen im Hofe, das stand fest. Als sie im Winter das Rattenpaar,

das sich in der Selchkammer eingenistet hatte, kurz nacheinander angeschleppt gebracht hatte, – da war das Bündnis unverbrüchlich fest geschlossen. Ein fettes Stück geräucherte Bratwurst war der Lohn gewesen. Als es immer mehr im Leibe zu rumoren und zu spannen begann, war die alte Katze im Hause und in den Ställen herumgestreunt, anscheinend planlos, wahllos. Selbst in die Mädelkammer war sie durch den offenen Türspalt gekrochen und mit einem Hopser aufs buntgewürfelte Bett gesprungen. Auch hier kam sie bald wieder heraus, schlich mit pendelndem Leib die morsche Treppe hinab und überquerte den Hof. Ein paar freche Spatzen, die im Pferdemiste nach unverdauten Körnern und Wurmzeug hackten, stoben schrillend davon. Tja, dieses freche Gesindel weiß, woher der Wind weht, wenn . . . Aber eine tragende Katze geht langsam und bedächtig. Nicht eines Blickes würdigte sie den aufkreischenden Schwarm. Im Hühnerloch des Scheunentores verschwand sie, lümmelte noch ein paar Gänge lang zwischen den alten Säcken herum und guckte über den Rand eines Siedekorbes hinein in das weiche, runde Heunest, in das die Hühner ihre Eier ablegen. Nein, das schien auch nichts zu sein; denn schon hob sie sich wieder ab vom Rande und schlich an die alte Pferdedecke, die schon seit Jahren in einer Ecke moderte. Zack, – schlug sie mit beiden Pfoten zu und grub die messerscharfen Krallen in den feisten Rücken einer aufquietschenden Feldmaus, die ganz sorglos unter dem Deckenzipfel hervorgebummelt kam. Ja, Sorglosigkeit ist immer fehl am Platze, das mußte sie jetzt erfahren. Hatte nicht viel Mühe gemacht, dieser Fang, im Vorbeigehen kann man das schon mitnehmen. Den Kopf von einer Seite zur anderen neigend, um mit den Backzähnen besser zermalmen zu können, katschte die Katze den Wollknäul in sich hinein, bis nur noch der lange, dünne Schwanz übrigblieb. Den ließ sie liegen, leckte noch ein paarmal

mit der Zunge bis fast an die Schnurrhaare und lenkte den Blick auf die Leiter, die steil in die Bodenluke des Oberbodens führte. Langsam und vorsichtig kletternd, zog sie sich von Sprosse zu Sprosse hinauf, verharrte am Lukenrande ein wenig und lauschte. Aber es war nichts. Oh, sie konnte wohl unterscheiden, ob der Wind, der durch die Ritzen der Bretterwand streicht, mit ein paar locker steckenden Strohhalmen spielt, oder ob darunter ein paar Mäuse rascheln. Junge Katzen springen nach allem, was sich bewegt, aber eine alte weiß, wo es sich lohnt, zuzuschlagen. Zum Giebel, wo ein ausgebrochenes Stück Brett die Aussicht auf Bach und Allersberg freigab, nahm sie ihren Weg. Dort lagen die Strohbündel noch hoch aufgestapelt, die obersten Lagen wirr durcheinander. Hier war eine richtige Höhle von Stroh entstanden, wo sie sich hinabschob und mit dem Balg an den Wänden entlangstrich. Viel Platz war ja nicht gerade, aber der Boden war fest und vorn hingen die Halme schön über dem Ausgang. Die alte Katze tat sich nieder, nestelte noch mit Pranken und Maul an ein paar Halmen herum, die die freie Sicht nach Boden und Allersberg zu sehr versperrten, und dämmerte ein. Sie war so müde, und keine noch so fette Maus hätte sie jetzt in Erregung versetzt. Im Halbschlaf drehte sie sich ein paarmal um und leckte den geschwollenen Wurf ab, aus dem gelblichbraune Tropfen zu quellen begannen. Ganz sacht senkte sich die Sonne hinter den Allersberg und ging schlafen. Wasserblau strahlte noch der Himmel, aber immer satter wurde seine Tönung, und schließlich schwamm er hinüber in tiefes Violett. Ein schmaler, hellgelber Strich war gerade noch am Horizont sichtbar, da schrie der Kauz dreimal ganz laut und ließ sich aus dem Flugloche am anderen Giebelende herabfallen in die Dämmerung. Wehe dem kleinen Gewusel, das jetzt noch nicht zu Hause unter Dach und Fach war! Lautlos wie ein Schatten

huschte er über den Bach und verschwand in Richtung des nahen Waldes. Die alte Katze war erschrocken; die Nachbarschaft der gefräßigen Eule bedeutete nichts Gutes, – immer schon, besonders in den Eisnächten des Februar, hatte sie das Schreien vernommen, – aber so nahe! Unruhig wälzte sie sich eine Zeitlang hin und her, aber dann streckte sie ihren Leib ganz lang und bog den Rücken durch. –

Nun aber ist die Stunde gekommen, und er wird im weichen Strohbett im Scheunengiebel geboren, der rote Kater, der einzige Rote unter seinen vier grauen Geschwistern.

Es dauerte nicht lange, da sind sie alle da, naß und glitschig. Die Höhle ist warm und zugfrei, und schnell sind die kleinen Würste trocken geleckt. Zwischen den Halmen versickert das Fruchtwasser. Mit den Pfoten und dem Maul schiebt die alte Katze die kleine Gesellschaft dicht an das Gesäuge, rollt sich herum, und alle schlafen ein, – so tief und fest, daß sie nicht einmal das Heimkommen des unangenehmen Nachbarn am anderen Giebelende bemerken. – Junge Katzen tun das erste Mal immer furchtbar aufgeregt, wenn das schneidende Ziehen im Leibe beginnt, – aber eine Alte macht da kein Aufheben. Als der Morgen graut und die Nachtschleier sich auf den Wiesen und am Bache zerteilen, reckt und streckt sich die alte Katze, sie verspürt zwar keinen Hunger, aber brennenden Durst, – den ganzen Napf könnte sie austrinken. Eine ganze Weile lauscht sie, – die Nachbarschaft, – diese unheimlichen Hascher, – scheinen sie zu beunruhigen. Aber dieser Gesellschaft gelüstet es jetzt nicht mehr nach Fang und Jagd; sie sitzen längst oben im Loche und haben mit der Verdauung zu tun, denn der Tisch war reichlich gedeckt gewesen. Noch einmal rollt die alte Katze den Wurf zurück in die äußerste Ecke und

schiebt sich vorsichtig hinaus. Halt! – Was war das eben? Schon wieder geht es ganz fein: „Täck, täck, täck". Sie drückt sich nieder und spannt, – ah, dort, der alte Riemen mit dem baumelnden Ring klappt, vom Lufthauche bewegt, leise gegen eine Blechplatte. Wie einen so etwas doch schrecken kann! Vorsichtig watet die alte Katze im Stroh weiter und erreicht die Bodenluke mit der Leiter. Jetzt geht sie langsam, von Sprosse zu Sprosse fühlend, hinab. Wie weit der Balg vom schartig gewordenen Rückgrat herabbaumelt und schlenkert mit dem schweren Gesäuge! Rasch wirft sie einen Blick auf die alte Decke und die Säcke, aber nur so nebenbei, gewissermaßen aus Gewohnheit, dann geht es raschen Schrittes quer über die Tenne, denn das Geklapper der Milcheimer übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Der Italienerhahn, der auf einem Bücklingskopf im Hofe wie besessen herumhackt, stiebt mit Riesenschritten kreischend davon. Seitdem ihm scharfe Griffe einmal gelegentlich von Meinungsverschiedenheiten den stolzen Kamm und den Kehllappen übel zerrissen hatten, war er vorsichtiger geworden. Aber in diesem Augenblick reizt der erlesene Leckerbissen nicht. Rasch durchs Grashaus und hinein in den warmen Kuhstall, wo des Mosers Älteste schon den ersten Eimer schäumend in die große Henkelkanne gießt. Zwischen ihren Beinen streicht die alte Katze heran und schleift den weichen Balg an des Mädels Knöcheln entlang.

„Ach, die Minka", sagt das Mädel, „die Minka, – na wart', gleich kriegst du deine Milch". Dies Zauberwort läßt die Katze Kopf und Schwanz heben, und schon ist sie am Napf, in den ein großer Schwapp hineinfließt. Gierig fährt sie zu und schlappt und schlappt. Ah, dieses Labsal, diese Wohltat! – Eine neue Kraftwelle durchströmt den Körper. Da bückt sich das Mädel, um besser sehen zu kön-

nen. „Guck' an", murmelt sie, „die Minka hat ausgepackt" und drückt ihr den Schwanz nieder auf den Wurf. „Wart', du kriegst heute Ziegenmilch", meint sie und schiebt die Katze vom irdenen Napf weg. Die Milch wird in den Schweineeimer geschüttet, und nochmal füllt das Mädel auf, diesmal aber mit gelber, fetter Ziegenmilch. Ein paarmal verschnauft die Katze, leckt das Maul und schlappt weiter, bis sie prall satt ist. Ehe man sich umgesehen hat, ist sie verschwunden. In einem Zuge geht es zurück durch das Grashaus und über die Tenne, die Leiter hinauf und über die Strohbünde hinweg. Da hört sie sie schwach piepsen, die kleine Gesellschaft, und fährt ins Lager hinein. Aber was ist das für eine Unordnung! Der Rote liegt auf dem Rücken und krebst in der Luft herum, gerade wie ein Maikäfer. Und das kleinste Würstchen wäre fast zum Schlupfloch herausgerollt. Die alte Katze faßt sie alle am Rücken und trägt sie wieder zusammen, bietet das Gesäuge und rollt sich herum um den saugenden, schmatzenden Wurf. Satt, wohl und warm dämmern alle fest ein, bis auf die alte Katze, die immer wieder lauscht und spannt. Diese unbequemen Nachbarn, diese Dunkelmänner und heimlichen Schnapphähne, – so abseits vom Geschehen der Welt dieses versteckte Kindbett auch ist, – man kann nicht recht froh werden. Abends wird schon um fünf Uhr gemolken, schnell hinunter und hastig geschlürft, – es hat zwar keine Eile; bis sich die dunklen Schleier der Dämmerung um die Giebel weben, ist es noch lange hin, – aber man kann nicht wissen . . .

Unruhig vergehen für die alte Moser-Katze die nächsten Tage, während die kleine Gesellschaft sich streckt und immer runder und kräftiger wird. Der Rote ist ein rücksichtsloser Schmauser, mit gespreizten Krallen rudert er solange, bis er seine Nachbarn vom prall gefüllten Euter weggeschoben hat, oder er kriecht auf sie drauf und bohrt sich von oben an den Quell des Lebens heran. Man

sieht es aber auch, wo es hingeht, fast doppelt so groß ist er wie die Kleinste von den Grauen, die die Mutter immer wieder unterschieben muß, weil sie abgedrängt wird. Tja, solange man noch warm an der Mutter liegt, mag es ja noch sein, – aber wie ist es dann später, wenn es Zeit ist, selbst die Ellenbogen zu gebrauchen. Dann wird keinem mehr der volle Napf vor die Nase geschoben, – da heißt es sich drängeln und selbst zu schieben, um den anderen nicht stärker werden zu lassen, als man selbst ist.

Wieder kehrt die alte Moser-Katze voller Unruhe vom abendlichen Mahle zurück –, es kostet schon allerhand Mühe, das ewig unruhige, auseinanderstrebende Volk zusammenzuhalten. Heute morgen war der Rote sogar aus dem Lager herausgefallen und hatte eine ganze Zeitlang fürchterlich gequietscht.

Auch die Kleinste hat jetzt etwas aufgeholt und läßt sich nicht mehr so ohne weiteres abdrängeln von dem dicken, roten Bruder. Wie an den Tagen vorher wird Ordnung geschaffen im Lager, und alle dürfen sich laben. Tätsch, – kriegt der rote Lümmel von der Alten eins über Kopf und Nase gezogen, daß er laut aufschreit mit weit geöffnetem Maule. Muß er sich denn quer vors Gesäuge legen, so daß die Geschwister einfach nicht herankönnen? Und wie er sich mit Gewalt stemmt und spreizt, als sie ihn mit den Vorderpfoten umdrehen will – und wie er gefährlich faucht und wehleidig knietscht. So ist es aber mit denen überall, die nur an sich denken und glauben, die Güter dieser Welt seien nur für sie allein bestimmt. Kriegen sie eins auf die Nase, dann schreien sie für hundert und plärren, Mitleid heischend, das vermeintliche Unrecht hinaus in die Welt. Nein, die alte Moser-Katze muß jetzt andere Saiten aufziehen, wenn sie Ordnung halten will; speziell gilt dies für den Roten, der so tut, als wäre er allein im Lager. Wieder kriecht die milde Dämmerung das Tal entlang, während der Himmel noch im satten Blau schimmert. Zsch, – geht es da auf einmal, und ehe man sich's versieht, sitzt ein dunkler Schatten auf einem Sparren im Bretterspalt, kurz vor dem Lager. Zu Tode erschrocken wirft sich die Moser-Katze herum und drückt sich lang gestreckt an den Boden ins Stroh. Aufgestört und durcheinandergerempelt quieken die Jungen fiepend auf. Da macht der Schatten eine fixe Verbeugung und knackt dreimal mit dem Schnabel. – Wie von einer strammen Bogensehne geschnellt, fliegt ihm jetzt der Körper der Katze mit vorgestreckten Vorderbeinen entgegen, und schon spürt sie vor den ausgereckten Krallen weiches Gefieder. Da gibt es für den Kauz keine Zeit mehr zu einer Wendung, nicht einmal zu einem Hupfer für den Absprung langt es. Rücklings läßt er sich vom Giebel herab in die Dämmerung fallen, – erst in Höhe der aufgestellten

2 Kater Varus

Wagendeichsel gelingt es ihm, sich abzufangen und knapp über dem Boden wegzustreichen.

Pfui Teufel, – damit hatte man beiderseits nicht gerechnet, – das war hier um Bruchteile von Sekunden gegangen. Auf alle Fälle war der Kauz noch nie in seinem Leben so überrascht worden, und am Rande des Steinbruches muß er erst einmal ausruhen. Aber auch der alten Moser-Katze schlägt das Herz im Balge wie rasend, – wäre sie doch bald zum Spalt hinausgestürzt ins Nichts, – mit solcher Wucht war der Sprung angesetzt.

Ergebnis dieser peinlichen Überraschung: Der freche Nachtjäger wird sich hüten, nochmal mit großen Augen hier hereinzugucken, und die Moser-Katze muß nun endlich darangehen, umzuziehen mit dem ganzen Wurfe, es wäre schon längst an der Zeit gewesen.

Noch in dieser Nacht muß es geschehen, – sofort sogar, – kann man denn wissen, ob sich solche Zwischenfälle nicht noch einmal ereignen? Zwar nicht mit dem Kauz, aber vielleicht mit anderen Räubern, die hier herumschleichen und gerade dann, wenn sie unten am Napfe ist. Noch eine ganze Stunde bleibt die Moser-Katze spannend hocken, immer zum Sprunge bereit. Dann aber packt sie den Roten mit dem Maule am Rücken und hebt ihn an. Ein anständiges Gewicht hat der baumelnde, schreiende Balg. Schnell geht es über den Boden hinweg der Luke zu und die Leiter hinunter, mit dem Schwanze balancierend. Einstweilen hinter den Siedekorb mit dem Kerl, der jetzt schon richtig faucht, weil ihm die Lage nicht recht paßt. Dann muß die Tour noch mehrmals gemacht werden, bis die ganze Gesellschaft unten ist. Das war ein anständiges Stück Arbeit! Eng aneinandergekuschelt bleiben sie liegen, – ja hier ist es nicht so warm wie oben im Neste. Der Rote friert scheußlich und versucht immer in die

Mitte des Haufens zu kommen, wo es am wärmsten ist, – die anderen können ja frieren. Da kräht der Italienerhahn das erste Mal laut im Stalle und dreht sich flügelschlagend auf der Sitzstange einmal um sich selbst. Er und sein Gefolge sind Frühaufsteher, die zu krähen, zu gackern und zu werken beginnen, noch ehe sich die Lerchen erheben. Nun aber färbt sich der Himmel, die Sterne verlöschen einer nach dem anderen, und der Mond wird ganz weiß. Da erheben sie sich, die vielen hundert Stimmen in Feld und Wald. Das ist ein Trillern über den fetten Wiesen mit den Millionen schillernder Tautropfen, das zwitschert, pfeift und flötet, das jauchzt und schnarrt, alles durcheinander. Auf dem höchsten Zweiglein des uralten Birnbaums sitzt die Amsel und flötet langgezogen und klar wie einer, der unter vielen Schwätzern klar und vernehmlich gehört werden will. Zu den Schwätzern übelster Art gehört auch der, der jetzt rätschend am Rande des Holzes entlangfliegt; aber wer ärgert sich an diesem herrlichen Morgen über einen Häher, der doch nichts Gescheiteres versteht, als alle Welt nachzuäffen und auszuspotten. Fast ununterbrochen kräht jetzt der Italienerhahn im Hofe, nur um den dicken Rhodeländer von nebenan nicht aufkommen zu lassen. Da blitzt es am Horizonte über dem Allersberg auf; noch zweimal kräht der Hahn, und schon lacht die Sonne von der Jakobstanne herab in die bunte, fröhliche Welt.

Der Rote hinterm Siedekorbe hat anscheinend ausgeschlafen, denn er bummelt umher am Korbrande, während die Geschwister noch dicht an der Mutter schlummern. Jetzt blinzelt auch die alte Moser-Katze mit den Augen, schüttelt rasch den Kopf, als wollte sie eine lästige Fliege abwehren und leckt an den Pfoten. Sie erhebt sich, macht schwanzreckend einen furchtbaren Buckel und gähnt herzhaft. Tappend und noch ein wenig schlaf-

trunken bummelt sie dem Hühnerloche am Scheunentor zu und steckt den Kopf in den Hof. Bis zum Ziegenstalle ist es ja eine ganze Ecke, dazu ist der Weg ein paarmal zu machen, – aber der Italiener ist mit seinem Gefolge in das große Mistbeet jenseits des Weges stolziert. Nicht nur nach Würmern und Käfern scharrt er, er hat auch Dinge im Kopf, die ihn zur Stunde fast noch mehr beschäftigen als die Scharrerei. Sein Gefolge hat diesbezüglich nie zu klagen gehabt, und was zu tun war, tat er prinzipiell allein, – nicht wie der plumpe Rhodeländer von nebenan, der ohne jeden Einspruch zusah, wie andere Kavaliere seinen dicken Damen den Hof machten. Jedenfalls ist die Luft rein, der Umzug in den Ziegenstall kann fortgesetzt werden. Zuerst kommen jetzt die Geschwister an die Reihe; ängstlich mauzen sie, wenn sie so in der Schwebe hängen, dann als Letzter muß der Rote dran glauben. Wie er strampelt, faucht und mit den Beinen rudert – ein ganz eigenwilliger Bursche! Im Ziegenstall angekommen, springt er sofort unter eine leere Kaninchenkiste und läßt sich den ganzen Vormittag nicht mehr sehen. Indessen bummeln Mutter und Kinder in den Stall. Das ist ein Purzeln und Kollern, bald wird gezerrt, bald geschoben, bis die alte Katze wieder zupackt und den ganzen Haufen in Marschrichtung bringt. Da öffnet das Mädel die Tür, die zum Grashause führt, und guckt in den Stall.

„Aha, die Minka, – altes Stück, wo willst du denn hin mit deinen Kullermäusen?“ fragt sie und langt sich eins von den zappelnden Kleinen. Im Nu ist der Milchnapf herbeigeschafft und mit Milch bis zum Rande gefüllt. Eins nach dem anderen wird herangesetzt und, – siehe da, – wie sie schlecken, die Leckermäuler. Da braucht man nicht zu ziehen und zu saugen, da kann man einfach mit der Zunge tüchtig schlappen. Nicht, daß nun das warme Ge-

säuge der Mutter verschmäht wurde, keinesfalls. Aber die Katzenkinder werden größer und mit jedem Tage schwerer, das kann die alte Moser-Katze nicht mehr schaffen. Der Rote hockt indessen unter dem Karnickelstall, unbeweglich, wie es scheint. Doch seine Augen sind hellwach, irgend etwas scheint ihn ungemein anzuziehen. Ob es die Schaben sind, die hastig hin- und herhuschen, oder die zwei Spinnen, die sich an langen, dünnen Fäden von einem rostigen Scharnier herablassen? Tapp, – schlägt seine Pfote zu, mitten auf eine große Schabe. Erschreckt zieht er sie zurück, während die Dicke auf dem Rücken liegt und mit den dünnen Beinen in der Luft herumrudert. Das ist ihm unheimlich, und er zwängt sich zwischen einem verrosteten Faßreifen und einer Runkel hindurch in freiere Umgebung. Plötzlich fühlt er einen Biß im Rücken und warmen Atem, – die Mutter, die ihn schon gesucht hatte, hat ihn wiedergefunden, den Ausreißer.

Abends wird aber aufgepaßt, und er muß mit an den Milchnapf, – den ganzen Tag nichts im Leibe, das ist nicht gut für einen jungen Katzenmagen. Rücksichtslos macht er sich breit und drängt die Geschwister nach der anderen Seite, den ganzen Kopf möchte er in die warme Milch tauchen, so herrlich schmeckt sie ihm. „Huch", schreit da plötzlich das kleine Mädel und kreuzt die Hände vor der Brust, „einen Roten, – meiner Seel', wo kommt denn der Teufel her?" Da kommt der Bauer mit einer großen Runkelkiepe angehuckt und wirft sie erschreckt ab. „Donnerwetter", keucht er, „ein rotes Viech dabei, – das wird ein Brocken! Sieh mal nach, ob es ein Kater ist!" Das Mädel hascht ihn, nimmt ihn hoch und dreht ihn auf den Rücken. Im Roten dreht sich alles im Kreise und will auf ihn einstürzen, – wild faucht er und streckt die Krallen aus. „Ee Kater", sagt das Mädel, und setzt ihn

wieder an den Napf. Aber der Rote nimmt nichts, sondern kriecht hinter den Reisigbesen und lugt hervor wie ein Spitzbube.

Die nächsten Tage verbringen sie alle gemeinsam im Ziegenstalle, schlappen sich satt und kollern herum, mit Strohhalmen haschend und spielend. Eines Tages kommt die Moser-Katze und bringt eine dicke, piepsende Feldmaus angeschleppt. Nur ganz locker im Fell trägt sie sie mit den Fangzähnen. Die ganze Gesellschaft kommt herbei; alle drehen die dicken Köpfe hin und her und fangen an, mit den Pranken nach der Maus zu angeln. Der Rote hat gleich mit dem Fang zugepackt, läßt aber sofort wieder los und fängt an zu niesen, denn in der Verzweiflung hat ihn die Maus mit einem Fuße in die Nasenlöcher gekratzt. Da läßt die Mutter los, und die Maus will davon. Keinen halben Schritt kommt sie weg, und schon sitzen ihr die scharfen Zähne der alten Moser-Katze wieder im Genick. Die kleine Gesellschaft springt heran, und wieder beginnt das Spiel mit Schnappen, Häkeln und Schlagen nach dem piependen Dinge. Mehrmals geht es so, dann beißt die alte Katze der Maus das Rückgrat durch, und aus ist es. Friedlich schmatzend katscht sie das dicke Ding in sich hinein, – immer wieder ein Leckerbissen.

Am Sonntag ist der ganze Hof ausgeflogen. Die Mosers sind zum Jahrmarkt, die Mädel zum Tanze. Ruhe und Frieden überall, nur die Schwalben huschen durch offenstehende Türen und halbgeöffnete Fenster, trudeln ein paar Runden im Stalle und sitzen auf dem Nestbrett auf. Das wäre die Zeit für einen geruhsamen Bummel in den Garten, am Holzhaufen vorbei hinüber zu den Johannisbeerbüschen, um den Komposthaufen herum, wo alljährlich die dicken, gelben Kürbisse liegen, und hinein in die Wildnis am Bache. Da kommen sie auch schon angetrollt, vornweg die Alte, dicht dahinter der Rote. Alles, was sich bewegt, wird besehen, betapst und angehäkelt,

gleich, ob es eine Blume ist oder ein lebloser Stein. Dort bewegt sich etwas am Boden ganz langsam, ein dickes, glänzendes, schwarzes Ding. Der Rote hat es erspäht, die Geschwister sind noch ein ganzes Stück hinter ihm, balgen sich und teilen einander Ohrfeigen aus. Kurz biegt er sich zusammen, schnellt vor und schlägt Pranken und Reißzähne ein. Aber wie von einer Biene gestochen prellt er blindlings zur Seite ab und stürzt sich in einen Haufen stachliger Disteln. Pfui Teufel, so ein schleimiges, matschiges Ding, – gemeine Wegschnecken sind nichts zum Greifen und Zerkatschen. Hastig trottet er der Mutter nach, die unbeweglich und gespannt an dem verholzten Johannisbeerstrauch kauert. An den Wurzeln sind Löcher, in denen es lustig ein- und ausgeht, – einen Augenblick ganz ruhig passen, dort rennt eine fette Maus unter dem Wilddistelblatt, aber die Entfernung ist für einen sicheren Sprung zu groß, abwarten ... Zack, – das hat geklappt, gerade vor der Alten Nase kommt eine zum Loche herausgeguckt. Zugreifen und Reißzähne einschlagen ist eins. Der Rote hat sie auch gesehen, aber ehe er sich spannen kann, ist es schon aus mit ihr. Ein kurzer Quiekser, und leblos liegt der Balg an der Wurzel. Die Mutter mag nichts davon und läßt sie dem Roten allein, der in letzter Zeit einen ständigen Heißhunger verspürt.

Heißhunger hat allerdings auch einer, der hoch oben am tiefblauen, wolkenlosen Himmel gerade über dem Scheunengiebel steht. Den Moment, als die Gesellschaft geruhsam über den freien Platz am Hackstock gebummelt war, hatte er verpaßt, nun ist guter Rat teuer. Es geniert ihn nicht, selbst in dichtes Buschwerk hineinzustoßen, – aber was mag ihm in den Sinn gekommen sein? Mit ein paar lässigen Schlägen streicht er ab, zieht etwas hoch und steht nun über dem Pfarrhofe. Aber da scheint man rechtzeitig aufmerksam geworden zu sein, denn bald streicht

er ganz ab in Richtung Steinbruch. Wehe, wenn der Waldhüter Hebenstreit zu Hause gewesen wäre! Der hätte seine Hühner schon rausjagen lassen und mit der Schrotflinte im Motorradschuppen gelauert, bis er gefaßt hat und schwerbeladen wieder hochziehen will. Schon manch einer war vom Dachgiebel böse herabgestürzt wie ein Stein!

Todmüde sind sie alle, als sie in der Dämmerung wieder eintreiben in den Ziegenstall, – das war ein Kollern und Haschen nach Federn und Blüten, nach Käfern und Spinnen, ein Balgen und Ohrfeigen, den lieben langen Nachmittag. Als alle fest eingeschlafen sind, schleicht sich die Moser-Katze fort in die Küche und springt, als ob sie gar nicht so lange weggewesen wäre, direkt neben den Moser aufs Kanapee. Er sitzt beim Abendessen und zieht erschrocken den Quarklöffel aus der Schüssel. „Jaa, so", sagt er und rollt die Augen, „daß ich's nicht vergesse! –

Morgen kommen mir die Katzen weg; was woll'n mer denn mit der ganzen Kolonne? Der Rote bleibt hier. Eine kriegt der Waldhüter, eine der Pfarrer, Möbiussens Gustav wollte, glaube ich, auch eine". „Und dem Bachschmied seine Alte ist ins Eisen gegangen, der braucht auch eine", wirft das Mädel ein. „Meinetwegen, macht was ihr wollt, morgen aber raus damit, – hier, Miez, friß, – Quarkkeulchen".

Als die alte Katze am nächsten Mittag von einem ganz kurzen Pirschgang nur durch die Scheune in den Ziegenstall zurückkehrt, sind alle fort – bis auf den Roten. Er sitzt kläglich in seiner Ecke und tut, als sehe und höre er nichts. Aufgeregt rennt die Alte hin und her, im Grashause, im Kuhstall, in der Scheune, im Garten, ja selbst den Kartoffelkeller sucht sie ab. Die lange Nacht streicht sie umher und findet keine Ruhe. Als es wieder tagt, sucht sie weiter, wieder bis zum Abend. – Nichts, wohin sie auch streicht, keine Spur, nur der Rote bummelt herum und schert sich immer weniger um die Mutter. Volle zwei Tage hat die Alte keine Nahrung zu sich genommen, dann aber siegt der Hunger.

Längst ist das Korn eingebracht, und der Wind pfeift über die Stoppeln und schüttelt das Gezweig oben am Allersberge und am Bache durch und durch. Eingeschrumpft sind die Beeren im Walde, und was sich davon noch am Zweig halten kann, dörrt der Wind vollends aus. Wer aus dem Vorjahre keinen festen Stammbau hat, von denen, die draußen bleiben wollen, der muß sich aber nun darum kümmern. Nur die Rüben stehen noch auf dem Felde, und an der Allersbergstraße werfen die Rangen Knüppel in die Pflaumenbäume.

Den Roten würde keiner wiedererkennen, der ihn im Wonnemonat gesehen hat. Gravitätisch schreitet er daher und hat die Mutter und die Schwestern vergessen. Auch

die Mutter kümmert sich längst nicht mehr um ihn. Man geht aneinander vorbei, als gehöre man nicht zusammen. Er ist der Herr in den Ställen und im Keller, in der Scheune und auf dem Boden. Mächtig sind seine Pranken geworden und faustdick der Kopf mit den langen Schnurrhaaren. Was er erspäht, ist erledigt, wenn er zum Sprunge ansetzt. Den aufgeblasenen Truthahn beachtet er ebensowenig wie den Italiener, – sollen sie warnen, krähen und sich wie närrisch gebärden, wenn er zwischen ihrem Volk durchgeht nach der Küche, – er ist der Herr des Hofes, frei und ungebunden. Nichts kann ihn aus der Ruhe bringen am Tage, – oder ist doch etwas, was ihn auftreibt? Immer häufiger schlüpft er jetzt in der Dämmerung durch die Lücke im Zaun hinüber zum Nachbarn; aber wenn er ankommt, schwippt sie in hohen Sätzen ab, das schwarz-weiße Ding da und rennt in Küche oder Stall. Nun, man hat es nicht gerade eilig, immerhin man versucht es öfter und öfter.

Da lenken ihn mehrere Veränderungen im Hause ab und ziehen seine ganze Aufmerksamkeit an. Der alte Hagestolz, dem des Mosers Schwester Ernestine ein Menschenalter lang die Wirtschaft geführt hatte, war gestorben. Außer ein paar Kleinigkeiten hatte er ein Aquarium mit Goldfischen und Schleierschwänzen, einen uralten Wellensittich und mehrere Waschkörbe voll dicker Bücher aus der römischen Geschichte hinterlassen. Ernestine hatte sie alle gelesen und kannte alle Männer aus der alten Zeit. Unmöglich, daß sich Ernestine von diesen Dingen getrennt hätte. So ziehen sie gemeinsam ein, Ernestine, das Aquarium, Koko mit seinem verwaschenen, grünen Federkleide und die Waschkörbe mit den Römern. Damit alles beisammen ist, hatte man noch Kokos Bauer mitgebracht, lediglich der Vollständigkeit halber, denn seit Jahren hatte Koko diesen Käfig mit Schaukel und Glöckchen nicht mehr betreten. Seit Jahren

flog er frei im Zimmer, schlief auf der Gardinenstange oder auf einem Reiterstandbild aus Gips, das seit Generationen schon auf dem Vertiko stand.

Der Moser ist natürlich nicht erbaut von diesem riesigen Bassin, das jetzt wieder gefüllt, besetzt und mit Wasserpflanzen versehen, die ganze Breite und Tiefe des ersten Stubenfensters einnimmt. Gerade das ist das Aufmachefenster! Nun müssen die Fuchsien und die zwei halbvertrockneten Kakteen in den anderen Fensterstock umquartiert werden – alles unangenehme Scherereien. Noch weniger allerdings ist er von Koko und dessen Zutraulichkeit und Ungeniertheit eingenommen. Ist es nicht die Höhe der Respektlosigkeit, eines Tages sogar das Reiterstandbild zu verunreinigen. Die Schürze zum Wegwedeln liegt jedenfalls neben dem Mittagsschläfer unauffällig bereit, falls es sich Koko, seiner Gewohnheit entsprechend, weiterhin wagen sollte, auf den Kopf des Schlummerers aufzufliegen und fortwährend „guter Rudi" zu knätschen. Immerhin, Ernestine vertritt tatkräftig des Mosers kränkelndes Weib. Wer nimmt da nicht Rücksicht auf diese oder jene Marotte? Als dem Moser einmal ein Schweinehändler erzählt hatte, daß Papageien über hundert Jahre alt werden könnten, hatte er nur dumm geschaut und gemeint: „Die Ernestine hat doch keinen Papagei, sondern einen Wellensittich mitgebracht."

„Tja", hat der Schweinehändler Urban gemeint, „die Wellensittiche gehören, zoologisch gemeint, zur Familie der Papageien." – „Hundert Jahre ..." hatte der Moser nur gehaucht und war davongegangen. Ohne Zweifel hat der Schweinehändler als weitgereister Mann mit seiner zoologischen Meinung recht, andrerseits war es für den Moser klar, daß ein Mittagsschlaf mit ständig zu erwartenden Überraschungen eben kein Mittagsschlaf ist. „Wollen schon sehen", hatte er einmal drohend ge-

knirscht und mit der Mütze nach dem grünen Quatschkopf geschlagen. Verständlich, daß die Antwort „guter Rudi" nur noch mehr zum Zorne reizt, – aber Ernestine etwas davon merken zu lassen, – das wäre unklug und gänzlich undiplomatisch gegenüber solch einer willigen Arbeitskraft gewesen.

Ernestine stand anfänglich dem roten Kerl mit Bewunderung gegenüber: Ein Prachtkerl! Ganz unwillkürlich mußte sie an das ganzseitige Buntbild in einem der Römerbücher denken, auf dem ein Riesenkerl mit goldenem Helm, rotem Schulterumhang und riesigem Leopardenfell abgebildet war. Das war ein Mann nach ihrem Sinn, anders als der spinnenbeinige Hagestolz. „Varus" stand darunter, und oftmals hatte sie das Bild angeschaut mit tiefen Seufzern. Daß der Mann im Teuto-

burger Walde so schrecklich zusammengehauen wurde, spricht nicht gegen seine Männlichkeit. Varus! Dieses Bild kam ihr also in den Sinn, als sie den Roten so gravitätisch schreiten sah, und „Varus" flüsterte ihr Mund. Keiner hatte von diesem Namen sonderlich Notiz genommen, am allerwenigsten der Rote selbst. „Ktz, ktz . . ." das genügte und wurde von allen verstanden, – daß Ernestine eine Sonderbenennung gebrauchte, störte niemanden.

„Ktz, ktz" ist schließlich kein Name für einen stattlichen Burschen von einem Kater, und so soll es bei Ernestines Namensgebung bleiben, – wenn es nicht stört.

Weil es draußen stark gereift hat, ist in dem großen Kachelofen mit ringsum laufender Ofenbank etwas eingeheizt worden. Varus liegt zusammengekauert auf der Bank und läßt sich die mollige Wärme auf den Pelz strahlen. Die ganze Nacht hatte er auf die Schwarz-weiße von nebenan vergeblich gepaßt und war durchgefroren bis auf die Knochen im kalten, nassen Nebel. Da tut die Wärme besonders gut und macht schläfrig. Aber Varus schläft nicht, er ist hellwach und läßt den umherschwirrenden Federball nicht aus den Augen. Ganz wenig, nur für den scharfen Beobachter merklich, zuckt die äußerste Schwanzspitze hin und her. Brr –, schwirrt es heran und brrr – wieder fort. Varus spannt sich zusammen wie eine Feder, eine unheimliche Spannung ergreift ihn. Da fliegt der Federball auf die Stuhllehne, ganz dicht bei der Ofenbank. Die Entfernung ist richtig, – jetzt oder nie! Ganz kurz biegt er sich aufs äußerste zusammen und setzt an. – Da geht die Türe auf, und herein tritt der Moser mit einer Zeitung. Varus entspannt sich, hopst wie verschlafen von der Ofenbank und stelzt steifbeinig mit kerzengrad aufgerichteter Rute unters Sofa. Verpaßt! Der Moser setzt sich und blättert die Zeitung auf. Am Sonntag also ist Versammlung im Gasthof, – hm, und der Schweinehändler Urban bietet Ferkel an.

Zu Mittag gibt es heute Huhn und Kartoffelklöße. Varus erhält wie immer den Kopf und die ausgestrichenen Därme; das ist ein ganz besonderer Genuß, namentlich dann, wenn einem ein fetter Brocken vor der Nase weg ins Jaucheloch gewischt ist, so kurz vor dem Mittagsläuten. Das sind so Zufälle, mit denen man rechnen muß. Schräg springt es sich immer schlecht, da erwischt man selten etwas. Nach solch einer reichlichen Mahlzeit wie heute schläft es sich im Korbstuhl auf der alten Decke wundervoll, und der Federball hat freien Flug nach allen Richtungen. Kein Kater springt ohne zwingende Notwendigkeit mit vollem Leib. Wozu auch! Erst als die letzten Sonnenstrahlen schräg durch Fenster und Aquarium fallen, erwacht er, gähnt herzhaft und macht einen Buckel. Plupp, – herunter auf den Fußboden, erst mal die Beine vertreten und einen Floh zur Ruhe gebracht. Ganz still ist es in der Wohnstube, man ist schon weggegangen. Die letzten Sommerfliegen surren an der Wand, die Kuckucksuhr ist stehengeblieben. Wer ganz still ist, hört die Holzwürmer im alten Sekretär rattern und bohren. Da springt Varus auf das Sofa und gleich weiter auf das Fensterbrett, wo das Aquarium steht. Nur aus einem Winkel fallen noch die Sonnenstrahlen ein und brechen sich schillernd und blitzend an den Leibern der Insassen und grünen Pflanzen. Das ist ein Schweben und Gleiten, ein Fließen und Neigen, wenn die protzigen, mit Ameiseneiern und Wasserflöhen fettgefütterten Schleierschwänze majestätisch dahinsegeln, bald die ganze Länge nehmend, bald sich zwischen der Wasserpest durchzwängend oder kurz rudernd um den angemalten Gipszwerg herumsteuern. Schneller fahren schon die schlanken Goldfische dahin. Varus nimmt einen davon aufs Korn, und seine Augen folgen unentwegt seinen Bewegungen. Der Goldene scheint sich wohlzufühlen in dem sonnigen Element, schwimmt an die Oberfläche und

schlägt mit dem Schwanz einen so tollen Spritzer, daß der gläserne Futterring erschreckt auf- und niedertanzt und gegen die Wand scheppert. Blitzartig ist er wieder unten auf dem Boden, nimmt ein Maul voll Mulm und stößt ihn mit dunkler Wolke wieder aus. Dabei ist er der Glaswand recht nahe gekommen.

Varus schlägt mit beiden Vorderpfoten eine rasche Dublette und schießt dabei mit dem Kopf etwas vor. Padauz! Was war denn das? Eine Kralle hat einen schmerzhaften Staucher erwischt, und in der Nase prickelt es empfindlich. Indessen schwimmt der Goldene weiter, als ob nichts geschehen sei, schlägt einen eleganten Bogen und steuert hinter den Tonasch mit den Einpflanzungen. Varus' Jagdeifer steigert sich. Balancierend tastet er sich an die Schmalseite des Bassins, ein kurzer, elastischer Sprung, und oben sitzt er auf der Ecke. Scharf späht sein Kopf nach unten, hierin und dorthin ruckend. Er schleckt mit der Zunge und giert. Da kommt ein Schleierprotz aus der Tiefe hochgezogen und schwänzelt dicht an Varus lauernden Fang heran. Zack . . ., – ein schneller, unverhoffter Schlag mit der rechten Pranke, daß das Wasser bis an die obersten Fensterwirbel aufspritzt, und in hohem Bogen fliegt der Protz aufs „Viertelstündchen", das auf dem Sofa in bauchiger Federfülle ruht. Ein kurzes Schwippeln, und schon bohren sich scharfe Reißzähne in den fleischigen Leib. Varus klatscht, schlingt und reißt. Seine Pranken halten die Beute fest, bis auch der Kopf und die Schleier heruntergewürgt sind. Das ist ein leckeres Fleisch, viel schmackhafter als Hühnerdärme, – man wird sich diese Quelle merken! Koko ist anscheinend nicht aufmerksam geworden, denn noch immer sitzt er aufgepludert unbeweglich auf dem Reiterstandbild und duselt. Knapp an der Stubentür lauert Varus. Als zu später Nachtstunde die Tür aufgeht, huscht er zwischen Ernestines Wollstrümpfen durch und verschwindet in der Nacht. –

Mitte November schon ist der erste Schnee vom eisgrauen Himmel gefallen, nicht viel, aber trocken und kalt. Tief sind Feldmäuse und Maulwürfe wieder gegangen, und die Krähen ziehen scharenweise ins Holz am Steinbruch, um dort zu übernachten. Da gibt es draußen nicht mehr viel zu haschen. An einem Schneeloch am Holzhaufen zu lauern, bis mal eine Graue aus dem Loche fährt, um rasch wieder in das nächste zu verschwinden, das ist zu mühselig. Im übrigen hat sich dieses Volk auch meist in die Ställe, Kammern und Scheunen gezogen, – da bleibt man besser im Hause, wo man nach erfolgreicher Jagd nicht weit zum warmen Ofen hat, das heißt am Tage, denn des Nachts ist man unterwegs. Ein unheimlicher Drang in ihm wird immer stärker, und immer öfter springt Varus über den Zaun in den Nachbarhof, wo die Schwarzweiße wohnt. Eines Nachts erwischt er sie bald am Wagenschuppen; wild faucht sie ihn an. Schon schickt er sich an, sie anzubalgen, da macht sie einen Satz im rechten Winkel und stürzt sich in ein Luftloch im Runkelkeller. Weg ist sie. Varus hat keine Zeit, sich lange zu besinnen, denn plötzlich kreischt es dicht hinter ihm auf. Erschrocken fährt er herum und starrt in zwei grünschillernde Seher. Zum Sprunge anzusetzen bleibt ihm

keine Zeit, denn schon ist der andere über ihm und reißt ihm die linke Ohrmuschel auf bis fast auf den Schädel. Wild um sich schlagend, reißt er sich los und flüchtet in langen Sätzen auf den alten Pflaumenbaum, der dicht am Grenzzaune steht. Schon ist der andere ihm fauchend nach; wild geht es kratzend und schreiend um ein paar Äste herum. Da verliert Varus das Gleichgewicht und stürzt ab. Ein paar Äste peitschen ihm um den Schädel, und wippend fängt ihn die Schneeballhecke auf. Noch ein paar lange Sprünge, und hinein fährt er, wie vom Teufel verfolgt, ins Hühnerloch am Ziegenstalle. Das war noch einmal glimpflich abgegangen; der andere war sicher ein alter, erfahrener Raufbold, der rangeht und nicht viel Federlesens macht mit solchem Grünzeug.

Das fehlte noch, ihm, dem alten Herrscher der umliegenden Höfe, ein zartes Dingelchen wie die Schwarzweiße vor der Nase wegzuschnappen, noch dazu von solch einem Grünschnabel.

In den nächsten Nächten bleibt Varus zu Hause; das aufgerissene Ohr brennt wie Feuer, und wenn man sich am Türpfosten scheuert, brennt es noch mehr. Doch mit der Zeit wird alles heil, auch ein zerkratztes Ohr. Varus streunt schon wieder in der Dämmerung, – aber mit äußerster Vorsicht und nur bis zum Schneeballbusch.

Ungefährlicher ist zweifellos der Aufenthalt in Küche und Wohnstube. Einmal vom Korbstuhl oder Sofa verscheucht, bedeutet ja noch keinen Angriff aufs Leben, – man weiß das wohl zu beurteilen, nimmt einen anderen Platz ein oder bummelt davon, und der Fall ist erledigt. Aber hatte man denn nicht einmal ein schmackhaftes Erlebnis auf dem Fensterbrett? – Ein Sprung, und da ist es ja wieder, dieses schillernde Ding. Kopf hin, Kopf her, husch auf den Rand, einen Augenblick gespannt und – pitsch, da fliegt wieder einer mit einem Schwall Wasser heraus, diesmal aber hinter das kleine Tischchen, auf dem

des Mosers Liedertafel ehrenvoll ruht. Das ist ein kleines Schnapperl; schade um die Mühe! Es reizt nur den Appetit mit seiner Zartheit. Schwups, – wieder hinauf, – diesmal fliegt wieder ein dicker Schleierschwanz auf die Breitseite, – und nochmal ein Dicker. Zum Teufel, die Reihen lichten sich aber ganz bedenklich!

„Ich weiß gar nicht, da sind doch gar keine Fische mehr drin, Moser", sagt am nächsten Tage beim Füttern die treue Ernestine, „hast du denn welche rausgenommen?" „Was soll ich denn da Fische rausnehmen? Möchte wissen wozu", entgegnet gleichgültig der Moser.

„Na, die können doch nicht einfach verschwinden!" „Da hat sie eben die Katze gefressen", beendet er das Gespräch und schlurft mit den großen Filzpantoffeln aus der Stube.

„Katz' gefressen?" murmelt Ernestine und blickt suchend in der Stube umher. Aber die Katz' ist draußen im Ziegenstall und lauert etwas an der Haferkiste. „Katzen gehen doch nicht ins Wasser, Fische fangen", setzt sie ihr Selbstgespräch fort, „mal ein Stück Bückling oder Schellfisch, – aber doch keinen Schleierschwanz, – nein, der Moser wird immer wunderlicher, je älter er wird." Und wenn Varus Menschenverstand hätte, dann hätte er sich bestimmt gedacht: „Wie gut, daß die Leute nicht alles wissen!" –

Dicker und dicker fällt der Schnee, und es wird Zeit, daß man ans Holzschlagen denkt; die Gäule müssen auch wieder was tun, sonst kriegen sie am Ende noch dicke Knochen vom ewigen Stehen im Stalle. Vom Remisendach wird der zweiteilige Holzschlitten, der sommersüber dort hängt, herabgelassen und nachgesehen. Dann werden die alte Stute Moni und der Wallach Hans aus dem Stalle geholt und davorgespannt. Angetan mit dickem Pelz und langen Filzwalkern nimmt der Moser auf einem auf-

gelegten Heusack Platz, und hinaus geht die Fahrt in Richtung Fuchsklamm. Im Hofe bleibt ein dampfender Haufen frischen Pferdemistes zurück. Das ist eine dumme Angewohnheit der alten Stute Moni, immer dann erst kräftig auszumisten, wenn sie schon im Hofe im Geschirr steht. Aber was den einen ärgert, macht den anderen Freude. Zu den letzteren gehört ein ganzer Schwarm ruppiger Spatzen, die sich, als hätten sie darauf gewartet, von Giebeln und Fenstersimsen herabstürzen und schimpfend und schwirrend um den Haufen balgen. Das lohnt sich schon, sich zu balgen; denn der Haufen steckt voller unverdauter Haferkörner, – ein alter Gaul verdaut bekanntlich schlecht, und vieles, was die plattgeschliffenen Zähne nicht mehr zerreiben, bleibt eben ganz. In Freßgier und Rauflust übersieht der Schwarm ganz, daß sich einer, Schritt für Schritt, näherschleicht. „Schilp, schilp, zietsch", geht es, und die Federn fliegen. Jetzt ist die Entfernung für den Schleicher richtig, – ein Satz –, und gut zwei Dutzend Schreier stieben davon – bis auf einen, der in Varus Fang geklemmt, wild flattert und gottserbärmlich schreit. Ein kräftiger Schlag mit der Pranke und ein Biß in den Hals bringt ihn für immer zur Ruhe. Varus zerrt den leblosen Balg in die Scheune, wo die Planen liegen, und macht sich über ihn her. Das scheint ein Junger zu sein, denn das dicke Brustfleisch schmeckt besonders zart. Bis auf die harten, dürren Beine, den Schnabel und die Hauptfedern würgt Varus alles in sich hinein. – Ein seltener Leckerbissen, – man kommt immer mehr hinter den Geschmack. Aber man wird bei den Spatzen auch vorsichtiger, wenn man so was einmal erlebt hat. Das kann auch nur dummen und unerfahrenen Jungspatzen passieren, – ein alter Spitzbube paßt da besser auf, pickt ein paarmal und späht wieder, ob die Luft rein ist. Die alten Ansässigen wissen ganz genau, welchen Platz man meiden muß, wo immer irgendeine Heimtücke lauert. Solch

ein verteufelt unsicherer Platz ist zweifellos der Hof des Waldhüters. Erst vorige Woche war fast ein Dutzend liegengeblieben, als ihnen hartes feinkörniges Zeug um die Schädel pfiff. Ein großer Teil der gierigen Hühnerfutter-Näscher hatte kaum Luft unter die Flügel bekommen und hockt heute noch mickrig in den Verstecken.

Zu denen, die es diesmal besonders ausgewischt hat, gehört zweifellos Tschiep, einer der größten Raufbolde, Schreier und Taugenichtse des Schwarmes. Eine ungemein harte und entbehrungsreiche Jugend hat seinen Körper gestählt und seine Sinne geschärft, – daher gilt er auch in der Rangordnung als einer der ersten im Schwarm.

„Sich mit der Lebensweise dieser Spitzbubenbande zu befassen, lohnt sich, Kollegen", hatte der Rentner Rebenack immer wieder in Gesprächen mit Gartennachbarn gesagt, „um so eher und besser kann man sie vernichten." Wollte es der Zufall, daß Tschieps mollig ausgepolsterte Wiege ausgerechnet in einem Starkasten des Rentners Rebenack untergebracht war? Ausgerechnet in Rebenacks Bereich, der die Vernichtung alles dessen, was Spatz heißt, auf seine Fahne geschrieben hatte? Schier unerschöpflich waren die Fangmethoden, die er sich ausgedacht, zahlreich die Opfer, denen er erbarmungslos die Köpfe herumgedreht hatte. Auf seine Kosten war ein großes Schild gemalt und am Eingang der Kolonie angenagelt worden: „Bekämpft den Sperling!" Wutschnaubend hat er zugesehen, wie sich die gehaßten Vögel gütlich taten an den für die Meisen aufgehängten Saunabeln, und mit Schneebällen und Händeklatschen hat er versucht, die Gesellschaft zu verscheuchen. Fast der Schlag hatte ihn gerührt, als er anläßlich des Karnickelfütterns feststellte, daß ein Nabel am Birnbaum fehlte. Der Gedanke, daß diesen besonders dicken eventuell, ja sogar sicher, die Katzen geangelt haben könnten, war ihm nicht gekommen, für ihn stand es fest: Spatzengesindel!

Schwer war es für die Eltern Tschieps nicht gewesen, zu Winters Anfang einen warmen Platz im geräumigen und dichten Starkasten hoch oben auf dem Petersbirnbaum Rebenacks zu finden. In den Gärten der Kolonie hingen Star-, Meisen- und Rotkehlchenkästen haufenweis und waren zum großen Teil nicht einmal im Frühjahr zur Brutzeit bewohnt, denn jeder Vogel braucht ein freies Jagdgebiet im Umkreis. Ein alter Rabauke, der mit seiner zerrupften Gattin ebenfalls einziehen wollte, war schnell weggehackt, – mochte er sehen, daß er sich in einem luftigen Rotkehlchenkasten einquartiert oder auch in einem Meisenkasten im Nachbargarten, hier zog jedenfalls Vater Tschiep ein. Fürchterlich hatte der Wintersturm an der Stange und am Dache gerüttelt, aber die Wohnung hielt, dicht und warm. Im Frühling allerdings, noch ehe die erste Brut ganz flügge war, kamen stärkere Mieter wieder zugereist mit verbrieftem Wohnrecht und hatten kurzen Prozeß gemacht mit der ganzen Familie; das Ehepaar Starmatz macht in diesen Fällen nicht langen Zauber und stößt einfach die Bande vom Pflock hinunter in die Äste. Keines der Geschwister hat den Umzug überlebt. Eins fiel gleich in einen Kalkeimer, den Rebenack bereits bereitgestellt hatte, um die Stämme gegen Ungeziefer anzukalken, das andere schnappte der Hund des Friedhofwärters, das dritte brach das Genick beim Aufschlag auf den Pumpenkopf, und so ging es weiter. Tschiep hatte Glück, fing den Fall etwas ab und landete auf einem Heuhaufen, den Rebenack für das Abendfutter der Karnickel zurückgelassen hatte. Ein paar Tage war er im Gebüsch herumgekrochen und hatte nur spärlich hier und dort ein Räupchen und einen mageren Wurm gefunden, dann aber ging es aufwärts in jeder Hinsicht.

In vier Wochen sahen die Dinge schon anders aus. Die Gesellschaft, die mit ihm aufgewachsen war, hatte er bei weitem überflügelt, was Körperkraft und Ausdauer an-

langte. Wie er sich herumwirft in kurzer Wende, wie er stürzt, sich abfängt und wieder steigt, – keiner konnte seinem gutgezielten Schnabelhieb ausweichen. Wenn die älteren Raufbolde auf einen Haufen Pferdemist einfielen, mußte er zunächst noch das Feld räumen; in wenigen Monaten wird sich aber auch auf diesem Gebiete das Blatt wenden.

Die Streifzüge mit den Kumpanen in der Vorstadt brachten mancherlei Überraschungen, man lernte aus Erfahrungen, man stürmte rechtzeitig davon, wenn wirkliche Gefahr drohte, und blieb geruhsam am Platze, wenn die Bewegungen in der Umgebung harmlos aussahen.

Das einfache „Ksch!" eines Menschen, der morgens den Aschekasten in die Hoftonne entleert, veranlaßte allenfalls zu einem kurzen Flug auf die Hofmauer. Man lärmte ein wenig und kehrte sofort zum Streufutter der Hühner zurück, wenn der Deckel der Aschetonne zugeknallt und der Mensch mit Aschekasten in der Hoftür verschwunden war. Es lohnte sich nicht, erst weit wegzufliegen. Am Streufutter der Hühner konnte man sich mühelos satt fressen, die dicken Damen sind nicht futterneidisch. In den Gärten wimmelte es von Raupen, Käfern und Schnecken, – die Kröpfe waren übervoll. Tschiep hatte sich längst abgewöhnt, bei jedem Streufutter zu landen und jeden harten Käfer zu traktieren; gab es doch zarte Leckerbissen genug, an die man sich jetzt in der warmen Jahreszeit halten mußte. Da waren in erster Linie die zarten Salatblättchen zu nennen, die einen zweifachen Genuß bieten: das zarte, schmackhafte Grün der Blättchen und – die fetten weißen Schnecken. Wenn die Pflanzen sich aufgerichtet haben, so etwa zwei Tage nach dem Stecken, lohnte sich die Sache schon, und der Schwarm fiel ein. Weiterhin dürfen in der schönen Zeit die ersten Schoten mit den saftigen, weißen Kernen nicht vergessen werden. Dann aber galt die ganz besondere Vorliebe den

Kirschen und Mirabellen, Pfirsichen und Johannisbeeren. Schreiend und schilpernd flog der Schwarm von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch. Da wurde angehackt und heruntergerissen, schnell in die nächste süße Frucht noch ein paar Schnabelhiebe und dann einen Ast höher. Warum eigentlich dies Geschrei und Gezanke? Für alle war doch überreichlich da. Die Kämpfe mit anderen Schwärmen, die das eigene Jagdgebiet heimsuchen wollten, kosteten meist Opfer. Den Eindringlingen kam regelmäßig das Moment der Überraschung zugute, sie waren immer im Vorteil und flogen immer von oben, niemals von unten an. Da flogen Federn und Blätter, Ästchen und trockene Rinde und – nicht selten segelte einer mit gespreizten Flügeln schräg zur Erde, schlug noch ein wenig, und aus war es. Tschiep und sein Schwarm gehörten keineswegs zu denen, die überfallen und zusammengehackt wurden, ganz im Gegenteil! Nur rund zwanzig Schnäbel zählte der Schwarm, – diese aber wurden rücksichtslos gebraucht beim Kampfe und beim Schmausen. Lange schon hatte Tschiep die Führung; er flog immer als Erster in dem unordentlichen Haufen. Wehe den Sorglosen oder Überraschten, auf die Tschieps Schwarm einfiel! Mit den kurzen, kräftigen Schnäbeln stießen sie auf die Schädel der Überraschten, die Federn flogen, die Flügel schlugen – und alles räumte das Feld fluchtartig vor Tschiep und seinen Gesellen.

Rebenacks Parzelle war ein beliebter Tummelplatz. Erst wurden die Kirschen vorgenommen, angehackt und heruntergerissen, nicht lange, und schon folgten die Petersbirnen. Rebenack schnitt es geradezu ins Fleisch, wenn er am Kohlenweg schon das Geschrei in den Bäumen hörte. Aufgehängte Spiegelscheiben in den Ästen und der Katzenschreck aus geschwärztem Blech verfehlten absolut ihre Wirkung, man stutzte zwar einen Augenblick, als sich aber nichts tat, ging man munter ans Werk.

In der warmen Jahreszeit war es kein Problem, ein geeignetes Nachtquartier zu finden. In Lauben, Schuppen, überall da, wo ein Dach etwas übersteht, verbrachte der Schwarm die kurzen Nachtstunden, um beim ersten Grauen des Morgens schon wieder zu randalieren. Ein beliebter Schlaf- und Tummelplatz war auch Rebenacks Haus, d. h. die mit Efeu bis unters Dach dicht bewachsenen Wände. Hier wurde man nicht gesehen von all dem Raubzeug am Himmel und auf der Erde, das auf Spatzen paßt, hier in dem dichten Gerank konnte sich namentlich auch keine Katze halten. Hier war man ganz sicher und konnte ungestört nach Herzenslust schreien, lärmen, sich balgen und randalieren schon von der frühesten Morgenstunde an. Die Efeuwände waren sozusagen der Stammsitz des Schwarmes Tschiep. Was störte es, wenn Rebenack sich weit zum Fenster herausbeugte und mit einer langen Stange an das Gerank schlug, gräßliche Verwünschungen ausstoßend. Man flog um die Ecke und fiel in der gegenüberliegenden Wand ein. An allen vier Wänden zugleich konnte Rebenack nicht sein. Schlimmer war schon, wenn Rebenack mit einer langen, dünnen Stange vom Hofe aus in dem Gerank herumstocherte und schüttelte. Die unordentlichen, lockeren Nester flogen dann samt Inhalt heraus oder wurden vollständig auseinandergerissen. Rebenack wiederholte diese Teufelei mehrmals im Monat, namentlich an Sonntagen.

Ein geeigneter Nistplatz für den Schwarm war jedenfalls das Efeugerank nicht. Fast die gesamte Sommerbrut kam nicht zum Schlüpfen. Rebenack leistete ganze Arbeit. Man sieht, auch im Sommer, wenn der Tisch überreich gedeckt ist, gibt es Unannehmlichkeiten, und niemals kann sich ein Sperling ganz sicher fühlen. Im Winter kommt der Hunger dazu. Wie oft läßt man sich da zu Unvorsichtigkeiten verleiten! Tschieps Schwarm hatte gerade in dieser Beziehung böse Erfahrungen machen

müssen und war empfindlich dezimiert worden. Nachdem die Winterquartiere in Meisenkästen, Starkästen, unterm Schuppendach und in der Heuluke bezogen waren, galt die ganze Sorge der Ernährung. Häufiger suchte man jetzt die Streufutterplätze der Hühner auf; wenn erst Schnee liegt, füttert man in den Ställen, und es ist ganz aus mit dem sommerüber verschmähten Hühnerfutter. Bei einer solchen Mahlzeit hatte Rebenack mehr als die Hälfte des Schwarmes geschnappt, und Tschiep war mit großer Mühe dem Unheil entkommen. Wer hätte in dem umgestülpten Kesseldeckel, dick mit Körnern bestreut, und dem handbreit darüber hängenden Drahtkorb eine Falle vermutet? Die Zugleine führte nach Rebenacks Stubenfenster, – leise pendelte der Korb. Da fiel der Schwarm ein und verteilte sich auf dem Deckel. „Schrops", – ging es, und der Korb fiel genau auf den Deckel. Verzweifelt waren Tschiep und die Gesellen gegen das engmaschige Drahtgeflecht angeflogen, – die Falle hielt! Dann kam Rebenack und faßte mit der Hand darunter, einen nach dem anderen greifend. Als sich der Korbrand wieder etwas hob, flatterte Tschiep am Boden herum, geriet an den Rand, umschlug sich und kollerte auf die Ziegelsteine des Hofes. In Bruchteilen von Sekunden war er auf den Beinen, und noch ehe der erschrockene Rebenack zufassen konnte, hatte er Wind unter den Flügeln. Durch die hastige Bewegung Rebenacks war der Drahtkorb etwas gekippt, und der Rest des Schwarmes konnte ebenfalls entkommen.

Eine verteufelte Sache, so ein Drahtkorb mit Zugleine über einem Futterplatz.

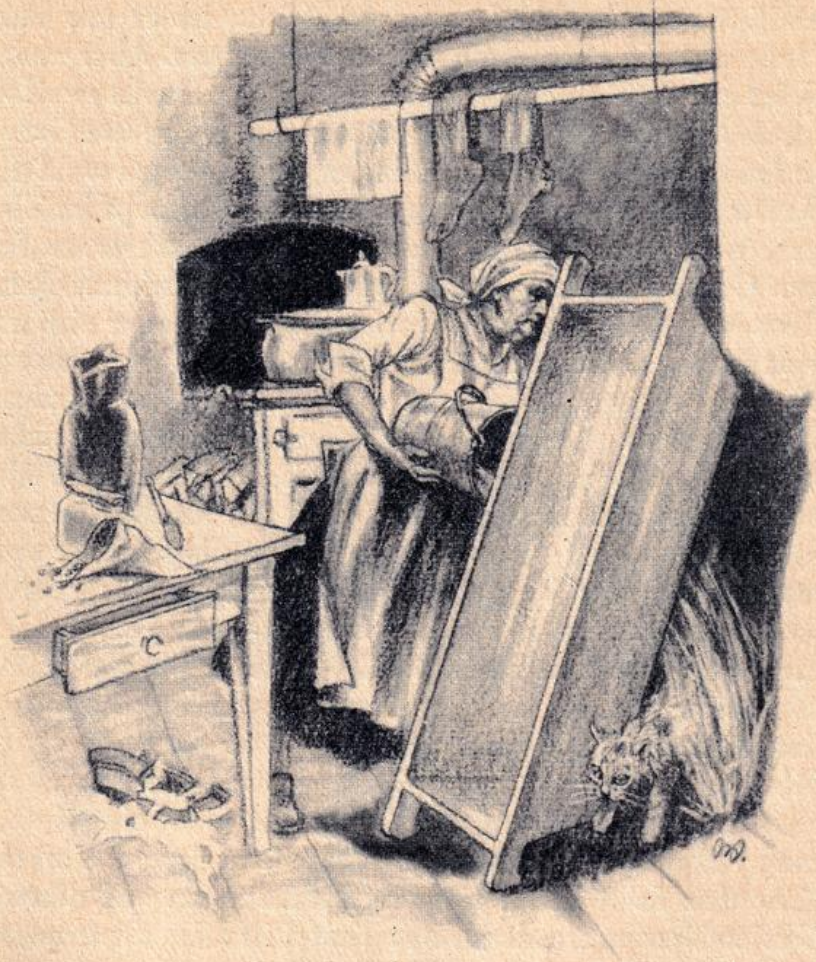
Tschiep und der Rest sammelten sich in der Sauerkirsche am Pumpwerk und stoben alsbald zu einem langen Fluge davon. Hier im kleinen Dörfchen verbrachte man die Zeit geruhsamer und war Nachstellungen weniger ausgesetzt als in Rebenacks Bereich. Immerhin, Tschiep

und seine Gesellen waren noch keine alten, erfahrenen Spitzbuben, und Überraschungen gab es auch hier in des Waldhüters Hof. Gerade die letzten Tage hatten dies klar gezeigt, und auf Menschen mit schwarzen Rohren in der Hand und auf das rote Katzenvieh muß man besonders achten.

Varus ist jedenfalls auf den Geschmack gekommen und weiß die Abwechslung im Speisezettel zu schätzen. Zu diesen Abwechselungen gehören auch zweifellos die lekkeren Bissen der Weihnachtsbäckerei, die bald in vollem Gange ist. Ratsam ist auf alle Fälle, sich um diese Zeit im Hause aufzuhalten, wo überall Milch- und Sahneschüsseln, fertige Butterplätzchen und allerlei Zuckerwerk herumstehen. Manchen Wischer setzt es da mit Topflappen und Schürze, Holzlöffel und Staubzuckersieb. Ernestine bäckt das erste Mal im Hause, kennt weder die Eigenheiten des steinernen Backofens, noch so richtig des Mosers Vorstellung von einem geratenen, schmackhaften Weihnachtskuchen altgewohnter Art. Verständlich, daß man in solchen Situationen innerlich gereizt ist und daß die Spannung noch durch äußerlich zur Schau getragene Sicherheit erhöht wird. Ungewöhnlich hart werden Störungen in diesen heiklen Tagen beurteilt, besonders, wenn sie sich in gleicher Form ständig wiederholen. Kein Wunder also, daß sich Ernestines verhaltener Ingrimm vornehmlich auf Varus konzentriert, bei dem alle Maßregelungen auf absolut unfruchtbaren Boden fallen. Bei allen Sünden geht aber der Krug so lange zu Wasser, bis er bricht. In diesem Falle ging nicht der Wasserkrug entzwei, sondern eine mit Rahm für den Quarkstollen gefüllte, irdene Schale stürzte vom Küchentisch, gerade als Varus, erschreckt über Ernestines Erscheinen, sich vom Küchentisch herab hinter den Backtrog stürzen will. Ernestines Atem stockt, sie schließt die Augen

und ringt nach Luft. Jetzt ist das Maß voll, Täter zum Tatbestand zweifelsfrei festgestellt, Schaden erheblich, denn Quarkstollen ohne Sahnezusatz wird trocken und bröcklig; bis wieder Sahne geschöpft ist, ist der Teig verloren. Teig kann bekanntlich nicht warten und läßt sich in seiner Entwicklung kaum nennenswert beeinflussen. Wieder bei Besinnung, zieht sie die Küchentür mit raschem Griff hinter sich zu, um dem Täter die Flucht zu versperren, ergreift einen gefüllten Wassereimer und schwappt den ganzen Inhalt hinter den Backtrog, wo Varus kauert und nach einem Ausweg spannt. Im Nu wird er vom eiskalten Sturzbach überflutet, jagt hervor, über den Backofen hinweg zum oberen Luftfenster über der Küchentür, und fort ist er. Ernestines Zorn wallt gewaltig auf; denn das sollte ja erst der Anfang der Strafmaßnahmen sein. Der Anfang einer bitteren, tödlichen Feindschaft ist jedenfalls nunmehr gesetzt, einer Feindschaft, die verhängnisvolle Folgen haben sollte.

Varus Zustand ist bejammernswert. Eine Katze badnaß, noch dazu im Winter, das muß übel ausgehen; ist doch schon im Sommer das Wasser größter Feind des Katzengeschlechts. Was eintreten muß, läßt auch nicht lange auf sich warten, und obwohl sich Varus tief ins Stroh im Kuhstall vergraben und trocken geleckt hat, wird ihm in der folgenden Nacht ganz heiß und dumpf im Schädel. Fröstelnd und fiebergeschüttelt kauert er sich in der Höhlung so eng als möglich zusammen und überhört ganz das mörderische Schreien, Keifen und Fauchen, das selbst durch die dicken Kuhstallmauern dringt und Zeugnis ablegt von schweren Nachtkämpfen im Bereiche des Nachbarhofes. Als die Dämmerung durch die blinden, vergitterten Fenster kriecht, ist seine Nase, aus der dünner Schleim hervorquillt, trocken und heiß, und in der Brust rauscht und rasselt es. Schwer wird ihm das Atmen. Ein paarmal muß er husten. Da wird die Tür aufgerissen,



warmer Dunst zieht hinaus und eiskalte Winterluft strömt herein. Ihn schauert. Es wird gemolken und ausgemistet. Ganz ruhig liegt der Kater in seiner Strohhöhle. Da fährt plötzlich die Gabel mit den drei langen Zinken knapp hinter seinem Kreuz ins bereitliegende Streustroh, – wenige Zentimeter nur, und aus wäre es gewesen. Seine Höhle schwankt und bricht förmlich auseinander, aber nur langsam erhebt er sich und schleicht von dannen. Eine knappe Woche sieht ihn niemand im Hofe. Als er

endlich vom Strohboden herabschleicht, ist er nur noch Haut und Knochen – ein Bild des Jammers. Aber etwas spürt er, – mächtigen, furchtbaren Hunger. Das ist zweifellos das Zeichen beginnender Genesung. Eine fette Graue in federndem Sprunge zu schlagen, dazu werden wohl die Kräfte nicht ausreichen, – aber an dem Milchnapf im Ziegenstalle, da könnte man mal vorbeisehen. Saurer, muffiger Geruch nach faulender Milch und verschimmeltem Brot weht ihm entgegen. Voller Ekel wendet er sich ab. Hat man ihn, den stärksten des Wurfes, schon vergessen? Nun, die meisten der Hausbewohner haben jetzt andere Gedanken im Kopf. Die Mädel und der Moser selbst waren ein paarmal in der Kreisstadt, um billigen Weihnachtskram einzukaufen; denn beim Moser darf so was nicht viel kosten, – und die alte Moserin lag wieder einmal oben in der Vorderstube. Nur eine hat das Fehlen wohl bemerkt, Ernestine, die Vergeltung in Person. Gerade in den letzten Tagen mußte sie nachts in der Kammer immer wieder an des Mosers Bemerkung bezüglich des Fischverschwindens denken. Sollte da doch etwas Wahres daran sein? In der Stadt ißt man viel Fisch, hält aber wenig Katzen; auf dem Lande hat jeder eine Katze, man bekommt aber selten Fisch. Mit anderen Worten: Ernestine fehlt es an eigenen Erfahrungen auf diesem Gebiete. Immerhin, dem roten Teufel ist alles zuzutrauen. Warum sollte er eigentlich die Fische nicht gefressen haben? Welch' schlagender Beweis spricht einwandfrei dagegen? Also hat er sie gefressen, die Goldenen des seligen Herrn, die Könige unter den Fischen. Wenn sie ihn noch einmal erwischt, dann wird ganz anders abgerechnet! – Varus taumelt den Futtergang entlang, meidet im Hause die Gegend der Küche und schiebt sich durch die angelehnte Wohnstubentür hinein ins warme Zimmer. Am Fenster ist der Moser im Ohrensessel eingenickt; es war gestern lange gegangen in der Versammlung, und

man war übermüdet. Varus erkennt ihn wohl, springt auf die Ofenbank und hockt sich nieder. „Brrr –", schwirrt es heran, und Koko sitzt kaum handbreit vor seiner Nase. Ein Doppelschlag mit beiden Pfoten, und der Federball fliegt mit ausgebreiteten Flügeln leblos von der Bank herab auf das große Schaffell. Nicht einen Laut gibt er mehr von sich; leblos wie ein Stein liegt er auf dem Rükken, den Kopf mit dem Krummschnabel ganz auf den Rücken gebogen. Varus läßt sich herabgleiten, reißt ihm den Balg auf und verschlingt die Eingeweide. Dann schlägt er die Zähne in das Fleisch der Brust. Aber das Wenige, was da ist, ist hart, alt und zäh wie Leder. Er wendet sich ab, schiebt sich wieder hinaus durch den Türspalt und verschwindet in Richtung Wagenschuppen. Als Ernestine die Kartoffeln zum Dünsten in die Röhre schieben will, bemerkt sie den blutbesudelten Federball auf dem Fell. Durch das Geklapper der eisernen Ofentüren erwacht der Moser. „Was is'n los?" fragt er und schiebt die herabgerutschte Brille wieder richtig auf die Nasenwurzel. Ernestine deutet nur stumm mit dem Finger auf den Fußboden und nimmt den Schürzenzipfel vors Gesicht.

„Tja", meint da der innerlich frohlockende Moser, „den einen triffts früh, der andere wird hundert Jahre alt." Selbstverständlich irren seine Gedanken vom Trauerfalle ab und schweifen hinweg zu des Schweinehändlers zoologischer Meinung, wonach diese Schwätzer hundert Jahre alt werden. Hundert Jahre, – wenn . . ., – tja, wenn – – – . . .!

Für Ernestine ist der Täter erkannt, die Beweiskette einwandfrei geschlossen. Der Faktor, daß man den Täter eine Woche nicht in der Umgebung des Tatortes gesehen hat, spielt keine Rolle. Man wird Obacht geben müssen, denn nach alter Erfahrung kehren Mörder immer wieder

an den Ort ihrer Tat zurück, – das war Ernestine bekannt. Man wird ihn ergreifen müssen, um ihn der gerechten Strafe zuzuführen – und die konnte nur lauten: Tod! Ernestine schläft die Nacht schlecht. Riesige schwarze und farbige Nachtvögel schwirren im Zimmer, huschen an ihrem Kopf vorbei und setzen sich am Fußende des Bettes nieder. Langsam kriechen sie mit gespreiztem Gang brustwärts, den hornigen Krummschnabel halb geöffnet. Noch einen Schritt, ein rabenschwarzer Krummer hebt den Schnabel, um zu einem Hacker nach Ernestines Herzen auszuholen. Ernestine erwacht in Schweiß gebadet und knipst am Bettschalter. Verschwunden ist der Spuk. Gequält erhebt sie sich, öffnet das Fenster und fächelt mit

dem Nachthemd. Eisige Winterkälte schlägt bis auf die erhitzte Haut. Sie schließt wieder rasch das Fenster und greift zur „Ersten Hilfe bei Unfällen", einem schmalen Bändchen, dessen Titelblatt eine Schwesternhaube mit großem roten Kreuz zeigt.

Im Bette liegend, beschließt sie, den Rest der Nacht lesend zu verbringen. Aber sie kann sich nicht sammeln für das, was der Professor den hilfsbereiten Samaritern und den Verunglückten ans Herz legt. Immer gleiten ihre Augen ab vom Blatt und schwenken hinauf auf den Schrank, auf dem ein Gipskopf eines großen Dichters aus alter Zeit thront. Liest sie weiter, dann verwandelt sich der Gipskopf des Dichters samt Sockel zu einem sprungbereiten riesigen Kater. Ernestines Augen irren wieder ab, und der Gipskopf steht wieder mit strengem Blick oben, wie vor Jahrzehnten auf des seligen Herrn Konsole. Eine schauderhafte Nacht! Viel zu bald, früher als sonst, steht sie auf, ordnet das Haar und steckt den zusammengerollten Zopf sorgfältig auf. Unausgeschlafen und mürrisch ist man nach solchen durchschwitzten und halbdurchwachten Alpdrucknächten, – wehe, wenn da was verquer geht, wehe . . .! Aber auch in der nächsten Nacht findet Ernestine keinen rechten Schlaf. War der Ruf „guter Rudi", der sie soeben aufschrecken ließ, eine Täuschung? Sie lauscht, – natürlich! „Uiü, uiü, iiiej" – macht draußen ein im Winde pendelnder, hölzerner Fensterladen. Das wars sicher, was sich in Ernestines Unterbewußtsein eingeschlichen und solch akustische Täuschung erzeugt hatte. Wieder dieses Geräusch, – man müßte hinuntergehen und den Laden schließen. Die ganze Nacht diesen Ruf einer gemordeten Seele anhören, – fürchterlich! Aber jetzt über den nachtdunklen Hof gehen und eventuell dem lauernden Mörder begegnen, vielleicht sogar auf ihn treten? Oder wenn er aus dem schwarzen, gähnenden Loche des Scheunenfensters hervorspringt . . .? Nein,

Ernestine beschließt, das Licht brennen zu lassen, und zieht die Kissen über die Ohren. „Töten", denkt sie, töten das Vieh! Aber wie? Womit? Fuchseisen aufstellen, Strychnin-Brocken auslegen, Ersäufen in einem steinbeschwerten Sacke, – alles gefährliche Angelegenheiten; man müßte das Gift heimlich selbst besorgen, heimlich auslegen oder das Ersäufen selbst vornehmen. Wenn man aber dabei vom Moser ertappt wird? Unter keinen Umständen duldet der Moser Tierquälereien. Aha, vielleicht könnte man den Hausschlächter Pfaff, den immer durstigen, für ein anständiges Trinkgeld kaufen für den Mord, ohne daß der Bauer etwas davon erfährt. Bei diesem Gedanken ist Ernestine in leisen, nervösen Schlaf gefallen, und das Kreuz der Barmherzigkeit leuchtet groß und rot auf der weißen Schwesternhaube im Scheine der Nachtlampe. –

Ernestines Weihnachtsvorbereitungen sind soweit fertig, nur ein paar kleine Geschenke fehlen noch. Paßt ausgezeichnet, da kann man noch der Apotheke in der Kreisstadt einen Besuch abstatten, – Herr Apotheker Cornelius war doch ein Bekannter des Seligen. –

Ernestine betritt mit gemischten Gefühlen die Apotheke, in der es nach Kresol und Baldrian riecht, und wartet. Mehrere Frauen, die Kinderpuder und Hasenfett gegen Frostballen haben wollen, läßt sie vor, – sie möchte allein im Laden sein bei Aufgabe ihrer Bestellung; zudem ist Herr Apotheker Cornelius selbst nicht im Laden, nur ein kleines Fräulein in weißem Kittel. Endlich ist es soweit, Ernestine kann nicht mehr zurückstehen. „Bitte?", fragt das Apothekerfräulein.

„Ach, eh, – –ich möchte Strychnin, – einen Teelöffel voll", flüstert Ernestine und wird kirschrot bis unter den Zopf. „Strychnin, – einen Teelöffel voll, – meine Dame, –

Sie wollen wohl die ganze Gegend vergiften? – Strychninum nitricum wird in Milligramm dosiert", entgegnet die Weißkittlige und macht ein erstauntes Gesicht. „Zeigen Sie mal Ihr Rezept!" fährt sie fort und streckt die Hand über den gläsernen Ladentisch. „Was für ein Rezept?" stammelt Ernestine, „ich habe keins." „Dann tut es mir leid, Strychninum nitricum gibt es nur auf ärztliches Giftrezept, und die Abgabe muß ins Giftbuch der Apotheke eingetragen werden", bedauert die Kleine im weißen Kittel. „Wozu brauchen Sie es überhaupt?" Ernestine ringt nach einem Ausweg. Wenn doch der Apotheker Cornelius jetzt in der Tür der Ladenstube erscheinen würde, – man könnte sich freundlich begrüßen und dem Gespräch eine andere Wendung geben, – vielleicht rasch vor dem Abschied ein paar Hoffmannstropfen kaufen und verschwinden. „Wozu Sie es brauchen?" beharrt das Fräulein. „Wir möchten einen Fuchs vergiften", lügt Ernestine und fühlt sich sichtlich unbehaglich bei dieser unüberlegt herausgeplatzten Ausrede. „Einen Fuchs? Da wenden Sie sich mal zwecks Beseitigung desselben an Ihr zuständiges Forstamt, beziehungsweise an den für Ihren Bezirk zuständigen Forstbeamten und tragen dort schriftlich unter Anführung der für die Beseitigung ausschlaggebenden Gründe Ihre Wünsche vor!"

Der Redeschwall ist an Ernestine wie ein Regenguß in einer Dachtraufe herabgeflossen, ohne irgendeinen Eindruck zu hinterlassen. „Dann geben Sie mir bitte ein Pfund Schmierseife, braune, zum Scheuern", stottert sie und wünscht, diesen Laden nie betreten zu haben. „Schmierseife führen wir nicht, – da müssen Sie zum Kaufmann gehen oder in eine Drogerie, – Sie befinden sich hier in der Kreis-Apotheke, – geehrte Dame', funkelt die Kleine zurück, dreht kurz zur Ladenstube hinein und kracht die Tür hinter sich zu.

Ernestine zieht das karierte Umschlagtuch fester um die schrägen Schultern, nimmt den Schirm aus dem Ständer und zieht die Ladentür ebenfalls hinter sich zu. „Bing, bang, bong" – macht die dreistimmige Ladenglocke und knarrt noch ein wenig nach, als Ernestine schon die Treppenstufen verlassen hat.

Tag vor dem heiligen Abend. – In den Stuben raunt und flüstert es, – erschreckt werden die Häkelarbeiten, die Deckchen, Krägelchen und Lätzchen, an denen nur rasch noch der letzte Schliff anzubringen ist, unter der Schürze verborgen, wenn jemand eintritt. Fertig gerupft und abgesengt liegt die fette Gans auf einem großen Teller in der Kammer, Kopf, Hals und Leber neben dem Rumpf. Herrlicher Duft nach Gebackenem durchzieht die Räume. Alles ist bestens vorbereitet, selbst an Natron hat man gedacht, das der Moser nach fettem Essen ob des ständig aufkommenden Sodbrennens zwecks Neutralisierung zu reichlich vorhandener Magensäure immer stürmisch begehrt. Ernestine ist das erste Weihnachten im Moser-Hause. Sie will und wird nicht enttäuschen . . .!

Varus erkennt die Zusammenhänge nicht, – was weiß ein Kater von der Menschen Festen, von deren Freud und Leid, von deren Haß und Neid gegeneinander? Für ihn gelten andere Regeln des Lebens, fern von Gut und Böse, von Recht und Unrecht. Nichts ahnend huscht er wieder zur Stubentür hinein, springt auf die Ofenbank und schlummert ein. Lange hat er noch nicht hier gelegen, – aber die Wärme tut mal wieder gut. Schnell hat er sich körperlich wieder etwas herausgemacht, wenngleich die alte Verfassung noch längst nicht erreicht ist. Ahnungslos tritt Ernestine herein mit einigen Tüten Lametta in der Hand, um die Vorderseite des Weihnachtsbaumes noch reichlicher zu behängen. Starr vor Schreck verharrt sie einen Augenblick, und ihre Augen durchbohren den Mörder.

Jetzt wäre der Augenblick gekommen, ihn zu ergreifen, jetzt, wo er nichtsahnend schläft. Aber er wird erschreckt auffahren, kratzen und beißen, wenn sich ihm die knorrige Hand ins Nackenfell krallt. Rasch ergreift Ernestine die wollene Pferdedecke vom Sofa, entfaltet sie und wirft sie über den schlafenden Varus. Mit aller Kraft ihres Leibes wirft sie sich auf ihn, schlingt und würgt die Zipfel der Decke zusammen, bis eine geschlossene, gut verknotete Rolle gebildet ist. Varus, jäh aus dem Schlummer geschreckt, wollte davonjagen, aber er findet kein Schlupfloch, denn immer fester und enger spannt sich das weiche Gewebe um Leib und Glieder. Es gibt wohl ein wenig nach, wenn er sich mit aller Gewalt gegen die enge Umhüllung stemmt und greulich faucht, aber sie gibt ihn nicht frei. Hin und her wird er gewalkt und gerollt und schließlich hochgehoben. Ernestine nimmt das Bündel unter den Arm und hastet durch Waschküche und Abstellkammer ins Grashaus. Wohin jetzt schnell damit? Aha, hier steht ein Henkelkorb, wie ihn die Bauern zum Kartoffellesen nehmen, und dort hängt ein Sack und Bindegarn dazu. Rasch stopft Ernestine das Bündel in den engen Korb, spannt den Sack darüber und zieht den Faden um den Korbrand, so wie man in gewohnter Weise ein Pflaumenmusglas mit Pergamentpapier verschließt. Das Werk ist vollendet. In diesem Gefängnis wird ihn keiner vermuten, heute noch will Ernestine heimlich zum Pfaffen-Fleischer schleichen und ihn bitten, den Korb nach dem Abendessen hinter der Scheune abzuholen. Es wird ohnehin um diese Jahreszeit früher dunkel. Hinter die Scheune kann sie den Korb unauffällig allein bringen; der alte Pfaff wird doch noch ohne Geschrei mit einem Kater fertig werden, – das wäre doch gelacht! Als Ernestine auf der anderen Straßenseite nach Pfaffs Behausung hinuntergeht, stellt sie fest, daß im Hause kein Licht brennt. Zu dumm! Der Kaufmann will wissen, daß der

Pfaff wie alle Jahre auf dem Weihnachtsmarkt hilft, Buden aufbauen und allerlei Hanswurstereien machen. Also, dann wird er ja wohl am Heiligen Abend zurück sein; da kaspert und geistert doch keiner mehr, der eine Familie hat, auf dem Weihnachtsmarkt herum. – Also, denn morgen ...

Beim Sturz in den Korb ist Varus mit dem Kopf nach unten zu stehen gekommen. Eng pressen sich die mehrfachen Lagen der Wolldecke um seinen Leib. Mit aller Gewalt gelingt es ihm, wenigstens in die normale Lage zu kommen, wenn auch mit gebogenem Rücken. Endlich gibt die Decke an beiden Hinterbeinen ein wenig nach. Kratzend und kläglich fauchend konzentriert er seine ganze Körperkraft auf diesen Punkt. Schraps!... das Gewebe reißt etwas ein, Hinterpfote und Keule sind frei, und die Krallen berühren bereits die braunen Weidenruten des Korbes. Wenn er doch die ganze Körperkraft so recht entfalten und zum Einsatz bringen könnte! – aber in der Enge des Raumes ist das eben nicht möglich. – Jetzt gelingt es auch, das rechte Hinterbein durch den Riß zu schieben bis hinauf an die Schwanzwurzel. Die ganze Nacht zerrt, würgt und stemmt Varus, bis er endlich die schweren Hüllen abgestreift und unter sich gestampft hat. Ein schmaler Raum ist's zwar nur bis zum Papiersackdeckel, aber durch die Ritzen des Korbes dringt wenigstens Luft, – frische Luft.

Das ist doch das wenigste, was man zum Leben braucht, – aber wenn die Menschen wollen, kann auch das knapp werden. Lange verharrt er so, bis Hunger und Durst ihn quälen. Da fängt er an, sich ein wenig aufzurichten und an den Ruten zu kratzen. Beim Hin und Her kippt der Korb und rollt fast bis zum Runkelhaufen. Varus wird um und um gestürzt. Beim weiteren Befreiungswerk ist es sehr störend, daß der Korb bei jeder

Bewegung hin- und herrollt. Andrerseits aber kann man nicht behaupten, daß ein aufgebundener Papiersack durch das Herumkollern besseren Sitz erhält. An der Henkelverknotung, wo der Widerstand recht gering zu sein scheint, setzt Varus das Werk der Befreiung fort. Wenige Kratzer, und der Kopf geht hindurch. Und wo bei den Katzen einmal der dicke Schädel durchgeht, da folgt das andere rasch nach.

Wie zerschlagen steht Varus am Rübenhaufen, leckt ein wenig an der zerschrammten linken Vorderpfote und macht einen herzhaften Buckel. Dann stelzt er steifbeinig ohne Hast in den Ziegenstall, zum Hühnerloche hinaus und gleich in den Garten. Schritt für Schritt schreitet er, wie ein Tiger; nichts lenkt ihn ab. Eine dicke Schneekappe stürzt von einem Himbeerstrauch, den er im Vorbeigehen berührt, auf ihn herab, – es stört ihn nicht. Als er um die Scheunenecke biegt, schlägt ihm eisiger Wind entgegen; er pfeift vom Allersberge herunter, jagt die Fuchsklamm entlang und trifft mit voller Wucht auf die Scheunenecke. Hier oben im Giebel wurde der Kater geboren, und hier war es, wo der Kauz in jähem Absturz fast das Kreuz gebrochen hätte. Varus verharrt ein Weilchen, trottet dann ganz langsam an und nimmt Richtung auf den Krähenwald. Noch nie hat er sich so weit vom Hofe entfernt, – aber er geht weiter, immer weiter. Als es schon dunkel ist, hockt er ganz oben überm Steinbruch und blickt hinab auf die vielen erleuchteten Stubenfenster der Höfe, die sich im Tale zusammenkuscheln, als frören sie ebenfalls.

Da dröhnt und klingt ein Glockenschlag rein und klar durch die eisige Nacht, ein zweiter folgt, und nun läuten sie hin und her.

Heiliger Abend!

Ein Licht nach dem anderen verlöscht im Dorfe. Im fahlen Mondlicht zeichnen sich die Linien der Giebel und Ecken schwach vom blau-grauen Himmel ab. Es schneit ganz fein und dünn. Varus kauert stundenlang in einer halboffenen Höhle, die von zwei großen Steinplatten gebildet wird. Schneidend dringt ihm die Kälte durch Mark und Bein. Zurück in den warmen Kuhstall . . .? Nein, niemals, – niemals wieder zu den Menschen. Langsam erhebt er sich und probiert die Beine. Nur einen schmerzhaften Druck verspürt er, und es scheint, als liefe der Kopf allein. Wenn man doch bei der Kälte schlafen könnte, schlafen wie die dick aufgepluderten schwarzen Gesellen oben in den Ästen der Krähenbäume. Langsam zieht er dahin durch den verschneiten Wald. Unheimliche Stille, kein dürres Blatt raschelt, nur der fallende Schnee macht leise „sss". Als der fahle Morgen graut, tut sich eine Lichtung auf; auf der die Stämme kreuz und quer liegen. Hier riecht es nach Brand. Varus umschleicht einen dicken Meterstapel, kriecht durch das Geäst übereinandergeschlagener Kiefernkronen und nähert sich einer aus Stangen und Astwerk roh zusammengestellten Schutzhütte. Vorsichtig schleichend und lauernd tastet er nach dem schwarzgähnenden Eingangsloche. Als sich nichts regt, schlüpft er hinein und kriecht bis an die äußerste Ecke. Hier herein ist kein Schnee gefallen; dick und leidlich trocken liegt eine Lage Blätter und Spreureisig am Boden. Die Holzfäller, die bei stürmischem Wetter ihre Mahlzeiten auf den rohen Knüppelbänken im Innern der Schutzhütte verzehren, – wollen warme und trockene Füße haben.

In Varus' Magen rumort der Hunger, und ihn giert nach warmer Milch und quellendem Blut. Heute kommt niemand in die Hütte frühstücken, heute sitzen alle zu Hause am warmen Ofen in dicken Pantoffeln, – am ersten

Weihnachtsfeiertage sind keine Holzfäller im Walde. Als gegen Mittag heulender Schneesturm aufkommt und der Pulverschnee wie eine wehende Gardine am Schlupfloch vorbeitreibt, schleicht Varus etwas am Boden umher und untersucht das zerknüllte Zeitungspapier, das die Holzfäller hingeworfen haben. Unter einem Knüppelsitz liegt eine ganze Menge, und hier riecht es auch sonderbar. Hastig wühlt und kratzt er, – da, – schon greift er zu und schlenkert sich einen langen Schweinsdarm von einer Blutwurst um die Ohren. Fett und dick ist die Wursthaut und fast gar nicht gefroren, denn das dicke Papier hat den Frost abgehalten. Er katscht, speichelt und zerrt an der Haut, sie mit den Pranken festhaltend. Hinunter ist sie, – noch ein paarmal schluckt er und leckt sich den Bart, dann geht es weiter. Hier liegt eine hartgefrorene Brotrinde, er leckt etwas daran, aber das schwarzbraune Zeug gibt nicht nach, zwecklos sich damit abzumühen. Im nächsten Knäul entdeckt er einen köstlichen Happen, – einen großen, fetten Bücklingskopf und die ganze Haut. Im Nu ist die Haut verschlungen, und der Schädel knackt zwischen seinen Backzähnen. Eingetrocknet sind zwar die fleischigen Kiemen, aber man kann sie wenigstens noch durchkauen und hinabschlingen. Varus sucht weiter unter den Bänken und Knüppelsitzen, aber es ist nichts Eßbares mehr da, und draußen heult der Sturm, zaust in den Kronen der Kiefern und Buchen ebenso wie in den Brombeerhecken und Hagebutten. Da ist nichts Jagdbares unterwegs, – oder man muß ein anderer Kerl sein als der Stuben- und Stallhocker Varus, dem die Gesetze der Wildnis noch fremd sind. Halbsatt kauert er sich unter dem Moossitz zusammen und schließt müde die Augen. Ein Geräusch läßt ihn im Halbschlaf aufschrecken. Was war das? Ganz fein und dünn fiept und piept es dort an der Knüppelbank und raschelt und knaspert am Papier. Dort hatte es schon so verdächtig gerochen an dem ganz

fein wie Sägemehl zerfressenen Zeitungspapier. Wieder fiept es. Varus richtet sich auf und schleicht an das Geräusch heran. Man läßt sich dort anscheinend gar nicht stören, raschelt und huschelt lustig weiter. Noch eine Schrittlänge zieht er den Körper nach, dann schlägt er mit einem Doppelschlag beider Vorderpranken zu. Gefaßt! Wie ein Löwe zerrt und reißt er den Balg auseinander. Jetzt aber hier geblieben und weiter gepaßt, – das soll nicht die letzte gewesen sein! Ins Laub gepreßt, mit untergezogenen Pranken, lauert Varus. Mit Wursthaut, Bücklingskopf und Waldmaus im Balg, kriecht auch wieder ein Fünkchen Wärme durch die Knochen, und die Schwäche weicht. Langsam läßt der Schneesturm nach, und klar und hell leuchtet der Mond zur Tür herein. Varus schleicht an den Türpfosten und schlappt etwas vom hereingewehten Schnee, das kühlt den Brand. Plötzlich hält er inne und springt jäh in den Schatten zurück. Polternd und grunzend jagt eine

Rotte Sauen dicht am Eingang vorbei und verschwindet in den Fichtenstangen.

Varus bleibt in der Hütte, und noch zweimal leuchtet der Mond nachts zur Tür herein. Als der Morgen zum dritten Male graut, dringen Stimmen und das Klappern von Sägen und Beilen an sein Ohr. Es sind die Holzfäller, die, faul vom guten Essen der letzten Tage, den Buttensteig heraufkeuchen und schimpfen, wenn sie im tiefen Pulverschnee ausrutschen. Da fliegt auch schon ein dickes Bündel gerade vor die Tür und eine Pelzmütze hinterher.

„Mich schwitzt's", sagt einer von riesigem Wuchs, „wir bekommen Tauwetter, – paßt mal auf!" Varus drückt sich heimlich zu einem Loche unter der Knüppelbank hinaus, umgeht den Meterstapel und verschwindet unter einem Weißdornbusche, – lautlos. Um die Frühstückszeit lodert ein Feuerchen vor der Windhütte, und die Kaffeekannen hängen an einem Draht darüber. Eine halbe Stunde ist Frühstück im Winter. Eine Viertelstunde reicht aus, um das Brot zu verzehren, die andere Viertelstunde wird mit angezogenen Beinen auf der Bank in der Hütte geruht. Ausgeruht arbeitet es sich nochmal so gut, und die alten Gesellen hatten ihr Pensum immer reichlich geschafft. Gebückt kriecht der Bartlinger Antonius herein, räkelt sich zurecht und kreuzt die Arme unter der Pelzmütze. „Hier riecht's nach Katzendreck"! ruft er nach

einer Weile, und seine rote Kasperlnase windet schnuppernd hin und her.

Die Leute auf dem Lande und im Walde kennen sich in Wetterfragen im allgemeinen besser aus als die in der Stadt. Der Rietmeyer Bartel hatte Tauwetter angekündigt, zwar nicht den warmen Föhn, der erst viel später von den Bergen herab tagelang weht, – eben nur mal ganz einfach Tauwetter. Wenn es zu Weihnachten oder im Januar in den Knochen reißt, da gibt's eben Tauwetter, – basta, und das stimmt immer. Feuerrot erhebt sich die Sonne am Rande des Ödlandes hinter dem großen Walde. Schneidend drückt die Kälte auf die Erde nieder und läßt den grauen Nebeldunst hochziehen. Das ist das rechte Wetter für Hasen und Karnickel, die sich an die Kraut- und Kohlstücken im Felde und in den Baumgärten ungesehen heranmachen können. Der Dunst verschlingt alles, und die krummschnäbligen Späher ziehen hin und her, ohne ein Opfer zu finden. „Kraaah, kraaah, arrr", schreit ein ganzes Heer schwarzgefiederter Gesellen und streicht dem freien Gelände zu. Da endlich bricht die Sonne durch und zerreißt die grauen Schleier. Funkelnd und blitzend brechen sich ihre Strahlen in Millionen Diamanten auf Feld und Wald, stechen zwischen den Stämmen durch und malen bunte Kringel zwischen Hecke und Busch. Noch eine Stunde, und es wird warm, und schon fallen die ersten Tropfen von den Rändern der dicken weißen Mützen herab, die die müden Äste aufgesetzt haben. Noch zwei oder drei Tage solches Wetter, und auf den Feldern und Wegen werden braune Flecke sichtbar, besonders dort, wo die Sonne den ganzen Tag über wärmen kann. Daran ändert auch der strenge Nachtfrost nichts, der das Schmelzwasser wieder zu glitzerndem Eis erstarren läßt. Da bleiben die Städter zu Hause, das ist kein Sportwetter für sie. Aber die Tiere des Waldes kriechen heraus aus Höhlen und Verstecken,

aus schützenden Deckungen und winterfesten Bauen, wenn sie nicht gerade zu den Langschläfern gehören, die bis tief in den Vorfrühling hinein eng in der Kammer zusammengerollt schlummern. Da ziehen die Sauen und Keiler aus den Deckungen unter die Eichen und Buchen, da äsen die Rehe am Waldrand und brauchen sich nicht mehr die Schalen blutig zu scharren. Da ist aber auch manch einer unterwegs auf der Erde und im Gezweig, der schnell zufaßt, wenn die Gelegenheit günstig ist, ohne viel Federlesens. Zu dieser Sorte gehört nicht zuletzt Reineke; denn wenn man viel unterwegs ist, ist die Beute auch reichlicher, und man muß die wenigen Tage nützen, um den Wanst etwas aufzustopfen. Ausgeschlossen, daß sich das Wetter hält, bis die dummen Märzhasen ahnungslos in der Gegend herumhoppeln, – also rangehalten!

Derselben Meinung sind zweifellos auch zwei andere gefiederte heimliche Häscher, die ihre Beute aus der Luft genau so sicher schlagen wie von einem Stein oder Holzstapel herab. Wehe dem Nahrungssuchenden, gleich ob Vogel oder Maus, der sich nicht rasch in Sicherheit bringen kann, wenn Habicht und Sperber wie Tiefflieger über Büsche und Hecken huschen, lautlos stoppend und sofort stoßend. Mit dieser Jagdmethode hat erst unlängst Varus Bekanntschaft gemacht. Es hätte nicht viel gefehlt, und es wäre zu einem harten Kampfe von recht zweifelhaftem Ausgang gekommen – dort am Steinhange, wo im Sommer die Königskerzen blühen. –

Varus ist in diesen Tagen viel gelaufen, nirgends hält es ihn lange. Die schmalen Bissen am Wege haben nicht dazu beigetragen, seinen Leib rund zu machen, ganz im Gegenteil. Hier ein kleiner Vogel, der erschöpft vor Hunger vom Ast gefallen ist, dort ein paar gefrorene Fetzen

von einer Krähe, an der wildernde Dorfköter bereits herumgezerrt haben, das ist alles gewesen. Ja, wer nicht von Kindheit an gewohnt ist, zu Winters Zeiten im Walde zu leben, der hat es schwer und muß ein dünnes Röcklein tragen und scharf aufpassen, daß ihm urwüchsigere Brüder nicht einmal unversehens die Fäden lang ziehen! Schlimm hätte es um Varus gestanden, wenn er nicht zufällig auf seiner einsamen Wanderung durch Geröllschluchten und dichte Wälder an jener halbzerfallenen Hütte vorbeigekommen wäre, in der die alte Witwe des Köhlers Schwarzfischer nun schon seit zwei Jahrzehnten abgeschieden von aller Welt haust. Nicht, daß er hineingekrochen wäre in die einzige Stube der Strohhütte, – nein, aber im Holzschuppen zwischen Hütte und Wald-

rand findet er zwischen Sägespänen und alten Reisigsäcken ein warmes, windgeschütztes Lager. Nur einmal kommt die Alte in der Woche, ladet einen großen Kastenschlitten voll und treibt die krumme Spannkuh Vroni mit einer Gerte an. Dann und wann einmal kommt der Auszahler der Rente, führt ihre Hand an die Stelle des Papiers, wo die Alte unterschreiben soll, und nimmt gefälligkeitshalber einen großen Korb Kräuterkäse mit, den die Alte bestens zu bereiten versteht. Obwohl die Schwarzfischerin fast erblindet ist, findet sie die Würzkräuter todsicher im Walde. – Seit Jahrzehnten begeht sie ihre Plätze, und wenn es einmal ganz finster sein sollte in ihren Augen, dann wird sie sie auch noch finden, – am Geruch und am Griff.

„Einen Schwarzfischer" bestellt man in den Wirtshäusern der Umgebung. Selbst die Fremden, die früher einmal hier waren, und die Wirte und Kellnerinnen wissen schmunzelnd Bescheid. Aber sonst ist mit der Schwarzfischerin nicht mehr viel los, das Augenlicht, das Augenlicht, es wird immer schlechter damit. Im Vergleich zu den schmalen Bissen auf der langen Wanderung ist für Varus im neuen Standquartier der Tisch wieder reich-

licher gedeckt, das heißt, was man so reichlich nennt. Zum Leben zuwenig und zum Sterben zuviel. Immerhin bietet der Dunghaufen, auf den die Schwarzfischerin allerhand Abfälle wirft, manchen Zusatzbissen, nicht immer gerade wohlschmeckend, – er würgt ihn eben hinab. Aber einen anderen Vorteil bieten Holzschuppen, Stall und Dunghaufen. Eine Unmasse Mäuse hausen hier in warmen Schlupfwinkeln, darin und darunter. So verlockend es auch sein mag, in die Ställe oder gar ins Haus hinein ist Varus nicht zu bringen, – er hat böse Erfahrungen gemacht mit den Menschen und wird freiwillig nie wieder eine Behausung betreten, wenn nicht ganz besondere Gründe ihn zwingen und alle Vorsicht und Angst sich reichlich lohnen. Die Schwarzfischerin kümmert sich nicht um den roten Kater, möglicherweise hat sie ihn auch gar nicht gesehen, und Spuren im Neuschnee kann sie nicht mehr erkennen.

So geht der Januar dahin ohne besondere Ereignisse. Varus lauert in der Dämmerung morgens und abends hinterm Dunghaufen oder am Schuppen: Irgendeine wagt sich immer heraus, um irgendwohin zu huschen. Dort, wo der Haufen Tannenzapfen im Schuppen liegt, ist der meiste Verkehr, denn die Leckermäuler wissen den Geschmack der Samen zu schätzen und zerschroten, um an ihn heranzukommen, allmählich den ganzen Haufen. Klappt es am Dunghaufen nicht und unter dem Schuppen ebenfalls nicht, an den Tannenzapfen erwischt er immer eine. Gefahrlos ist diese Jägerei, und man könnte an sich zufrieden sein, wenn nicht, ja wenn nicht ein unheimlicher Drang in Varus' Leib immer stärker und stärker würde. Immer häufiger schleicht er vom Holzschuppen weg in die Umgebung, bald in dieser, bald in jener Richtung, und immer häufiger verpaßt er seinen gedeckten Tisch am Zapfenhaufen und übergeht den Hunger. In

5 Kater Varus

der Dämmerung zieht er trabend ab, durchschneidet in gerader Linie den Hochwald, fährt einen Windbruch hinab und streift weiter geradeaus an der Fichtenschonung vorbei zum Fischbache. Ohne Grund verharrt er ein wenig unter einem Schneeüberhang, leckt an einer Pfote und wischt über die Ohren. In Eis erstarrt ist wieder die Welt, und die Weiden recken starr und frierend ihre Ruten in den bleigrauen Himmel. Da reißt es ihn herum, – ein Fauchen und Keckern dicht neben seinem Schädel, und schon springt ihn einer mit heißem Fang an. Varus bleibt keine Zeit, sich zu stellen, nur einen schwachen Schlag gegen die Nase des Altfuchses kann er landen und seinen Körper herumreißen. Wild fährt der Fuchs zu und drängt ihn ganz in den Überhang hinein gegen eine dicke Wurzel. Die Chancen stehen schlecht für Varus; denn schon greift der Fuchs mit offenem Fang und glühenden Sehern an. Da schnellt sich Varus ab und springt dem Angreifer geradeswegs in die Lichter. Ein schrilles Kreischen ertönt markerschütternd, und ehe der Fuchs wenden kann, ist Varus einen Fichtenstamm hinaufgehetzt und klammert in halber Höhe in der Rinde. Der Altfuchs spuckt und sprudelt, die Schramme über der Nase blutet heftig, – da dreht er ab und verschwindet im Gestrüpp des Wildbaches. Das war ein schnelles Duell, – wehe, wenn es einmal zu einem richtigen Kampf kommt an einem Platz, an dem es kein Entwischen gibt. Allmählich lassen Varus' Kräfte nach, und ruckweise rutscht er den Stamm hinunter. Aus einem Meter Höhe springt er ab in den Schnee und jagt davon, so schnell er kann. Den beißenden Geruch des Rotfuchses und das heisere Keckern wird er sich merken; mit diesen Überraschungen ist in der Wildnis immer zu rechnen, bei Tag und Nacht. In dieser Nacht kehrt Varus nicht heim in den Holzschuppen, sondern kriecht unter eine dichte Hecke von Hagebutten. Ruhig und kalt ist es, man spürt die Kälte förmlich krib-

beln und beißen. Gegen Morgen dringt ganz von ferne Hundegebell an sein Ohr, erst ist es ein dumpfes Rucken, dann folgt ein langgezogenes Heulen. „Uuuoooaaah . . .“ antwortet es aus einer anderen Richtung wie das Klagen einer verirrten Seele: „Uoaaah . . .“.

Varus schleicht, steif vor Kälte, mit leerem Magen heraus aus seinem Versteck, trottet einen Waldweg entlang und folgt den Spuren einer Holzschleppe bis zu einer scharfen Biegung, an der schroffe Felsklippen steil abfallen. Dort unten im Tale kräuselt feiner, dünner Rauch aus ein halb Dutzend Rauchfängen kerzengerade in die Luft. Ein Dorf, – Menschen, – Wärme und volle Tröge! Ja, wenn man wüßte . . .

Varus verläßt den Weg, zieht einen Karnickelsteig zwischen Brombeeren und Eichengestrüpp hinab und steht plötzlich vor den Stangen einer Viehkoppel. Dort liegt das Dorf und gleich am Ende der Koppel der erste Hof. Über die Ebene der Koppel zu laufen, wäre falsch, Varus schleicht am Rande des Abhanges entlang, immer in Deckung von Gestrüpp und Schlaggras. Ganz nahe ist er jetzt dem Hofe, und von seinem Versteck aus sieht er deutlich die Hühner im Miste hinterm Kuhstall scharren. Grollend kollert es in seinen Därmen, vergessen ist der Drang, der ihn immer häufiger vom Holzschuppen weggetrieben hatte. Varus spannt! Jetzt drückt er sich ganz in den Schnee, nützt anschleichend eine Bodenvertiefung aus und steht kurz vor dem Haufen, auf dem gut ein Dutzend fette Hühner im dampfenden, frischen Pferdemist scharren und picken. Wenn sie jetzt aufmerksam werden, ist es vorbei; ein Warnruf einer einzigen, und alle rennen wie vom Teufel verfolgt in Stall und Scheune. Knapp fünf Meter beträgt die Entfernung noch bis zur ersten Rebhuhnfarbigen – das ist noch entschieden zu weit. Zentimeter für Zentimeter rückt er näher, das Volk

läßt sich nicht stören, es ist an Katzen scheinbar gewöhnt. Vier große Schritte noch. – Jetzt muß es rangehen, in Garten und Hof ist niemand zu sehen, – die sind jetzt mit der Milch beschäftigt, denn seitdem die Bergstraße wieder frei ist, kommt das Milchauto früh wieder regelmäßig. Wie von einer Bogensehne abgeschnellt jagt der Rote hoch, fußt noch einmal, noch ein Abstoß, und schon schlagen die Federn um Körper und Fang. Wild kreischend und gackernd, mit ausgebreiteten Flügeln über den Boden rennend, jagt das Volk auseinander. Die eine Gruppe erreicht Hof und Scheune, die andere flattert verzweifelt an einer Mauer hoch, fällt wieder ab, rennt hierhin und dorthin ohne Plan und Ziel. Das von Varus geschlagene Huhn aber schnellte wie ein gestoßener Ball auf dem Miste herum, und der Rote muß noch einmal nachfassen, ehe er, über und über vom Blute besudelt, den nur allmählich ermattenden Körper den Rain entlang und die Felsen hinauf unter das dornige Gestrüpp ziehen kann. Spannung und Anstrengung haben den Kater ermüdet, und hungrig macht er sich in sicherer Deckung über den Fraß her. Dampfend warmes Hühnerfleisch! Varus zerrt, reißt und

schlingt, bis ihm der Magen zu platzen droht. Dann leckt er Brustlatz und Pfoten oberflächlich ab und trottet schwerfällig dösend davon. Jetzt im Holzschuppen sich ausschlafen können, das wäre das Richtige. Aber der Schuppen ist weit, und weshalb war er eigentlich hierher gekommen in die Nähe der Menschen? –, in die Nähe natürlich nur. Hunger war es bestimmt nicht allein; denn leidlich satt wird er auch oben bei der Schwarzfischerin... Mit schwerem Wanste zieht er bergan, erreicht wieder den Holzweg bei der Biegung und spaziert darauf noch ein Stück weiter. Was ist das, was da drüben am Feldrande so gelb und kugelig steht? Varus biegt ab und darauf zu, umwindet den schon arg gerupften Strohfeim und findet eine metertiefe Höhlung, in die er sofort hineinhuscht. Hier muß sich anscheinend schon vor längerer Zeit ein Bummler eingewühlt haben, um trocken und weich zu schlafen. Der Eingang ist schon fast zu vom nachgerutschten Stroh, auch im Innern ist es an mehreren Stellen heruntergebrochen, aber das ist ja gerade das herrliche. Suchend tappt Varus im Labyrinth umher, löst sich noch einmal ausgiebig am Eingang und rollt sich im hintersten Winkel auf einem dicken Polster zusammen. Prall gesättigt und behaglich warm ruht er ungestört bis tief in die Nacht hinein. Dann aber kraucht er hervor, gähnt herzhaft die tiefe, dunkle Waldkulisse an und verschwindet in ihrem Schatten. Wieder geht es denselben Weg zurück zu dem Platze, an dem er das Rebhuhnfarbige verschlungen hatte. Blut, ein paar Federn und die Krallen ist alles, was er noch vorfindet. Anscheinend ist hier schon ein anderer vorbeigekommen, dem Blutdunst nachgehend, und hat die kläglichen Überreste so im Vorbeigehen verspeist. Man ist nicht wählerisch im Winterwalde in den mageren Tagen des Februar. Am blutigen Schnee schlappt er ein wenig herum, kühlt den Durst und regt sich auf. Hinab gleitet wieder sein dunkler Schatten

bis an die Koppel, dann biegt er aber zu den Weidenbüschen ab, die wie Gespenster am Tränkbache stehen. Hier hatte einmal ein Rotrock in den besten Jahren sein Leben lassen müssen, gerade als er im Begriffe war, mit einer Ente im Fang zu flüchten. Blind vor Hunger und nicht achtend auf den Wind war er dem Jagdaufseher geradeswegs vor die Rohre gelaufen. Ein Knall, – und aus wars gewesen. Varus lauscht ein wenig, dann setzt er über den freien Plan und trottet in eine Gasse hinein. „Baiiiks, baii , kch, kch" faucht es auf einem Ziegenstalle, und in tollem Wirbel drehen sich die Körper im Liebesspiel. Auch vom anderen Ende des Dorfes kreischt und schreit es in die Nacht. Varus' Herz schlägt wild und pochend. Mit einem Satz ist er über einen morschen Zaun gesetzt, eine Regentonne dient als Sprungbrett, und schon sitzt er oben auf dem Dache des Ziegenstalles. Aber die Liebestollen sind mit Gekeif und Schreien schon wieder im Hofe, balgen am Wagenschuppen und rennen eine Leiter hinan. Varus setzt ihnen nach, noch erkennen sie nicht den ungebetenen Freier. Husch, sind sie in eine Bodenluke hinein und kreischen im finster gähnenden Loche weiter. Alle Vorsicht und aus böser Erfahrung gewonnene Erkenntnisse läßt Varus außer acht, zu stark und pochend hämmert sein Blut. Mit wenigen Sätzen hat er das Lukenfenster erklommen und sitzt auf dem Fensterbalken. Da erst erkennt ihn der ortsansässige Freier, knurrt dumpf und drohend und faucht ihn grimmig an. Sofort greift Varus an, und schon kollern sie kratzend, beißend und schrecklich schreiend auf den staubigen Brettern des Strohbodens. Der andere hat Varus am Backenfell gefaßt und schlägt mit den Pranken, selbst auf dem Rücken liegend, wie wild gegen Varus Nase und Augen. Beide Kämpfer bluten bereits aus mehreren Kratz- und Bißwunden. Da gibt der andere den Hals frei, und Varus' Fangzähne schneiden in die weiche

Wamme ein. Entsetzlich schreit der Gegner auf, wälzt sich mit größter Kraftanstrengung auf die Beine und will entwetzen. Varus ist blind vor Kampfeswut, wischt mit der Pranke flüchtig über ein blutverschmiertes Auge und ist schon wieder über ihm mit einem scharfen Biß in den Nacken. Noch ein paarmal gehen sie einander kreischend an, – dann aber verschwindet der Feind mit einem Satz im Gebälk. Varus tastet sich die Leiter hinab und springt in den Hof. Eine Kette rasselt im Kuhstall, sonst ist es totenstill.

Erhitzt und gierig lauscht er. Da schiebt sich ein langer, schmaler Körper zur Bodenluke heraus und springt graziös die Leiter hinab, über die Varus eben selbst gekommen ist. Ah, da ist sie ja, um die es eben so hart herging, – wenige Schritte stehen sie einander gegenüber. Da aber ist Varus, der starke, rote Kater, mit einem Satz heran. Sie flüchtet, aber Varus bleibt ihr auf den Fersen. Toll und wild geht die Jagd über Schuppen und Wagen, über Zäune und Giebel. Und endlich hat er sie gestellt in einer Ecke, in der es kein Entrinnen gibt. Wild fauchen beide, aber es nützt alles nichts. Sie bäumt ihr Hinterteil steil auf, und Varus faßt mit den Fangzähnen ins Rückenfell. Markerschütternd dringt ihr Schreien über die dunklen Dächer der schlafenden Höfe. – Noch eine ganze Stunde spielen und mauzen sie umeinander, streifen sich gegenseitig mit den Bälgen und lecken sich hinter den Ohren. Plötzlich springt Varus ab, setzt über den Zaun und verschwindet in der Nacht. Niemals mehr wird er an sie denken, niemals wird er sie wieder suchen, um die er eben gekämpft hat. Varus hat seinen ersten Kampf mit einem Nebenbuhler hinter sich und den Lohn dafür empfangen. Jede Nacht ist er jetzt im Dorfe und kämpft selbst die rabiatesten Burschen nieder. Wenn sein Schatten über die Schuppendächer und Zäune huscht, verstummt für Augenblicke das Kampfgekeife der fettwanstigen und

stubenfaulen Hofkater. Stellt sich wirklich einmal ein junger Fratz oder ein alter Haudegen zum Kampfe, dann dauert es meist nicht lange und er muß eilig, übel zugerichtet, das Feld räumen, das dann allein Varus gehört. Manches Huhn verschwindet unbemerkt im Morgengrauen, kurz nachdem die Bauern die Schiebebretter an den Ställen hochgezogen haben.

„Ein Fuchs ist der Schweinehund", sagen die Bauern und zeigen sich gegenseitig die Schleifspuren im Schnee. „Nee", meint der Förster, „im ganzen Leben nicht, das ist keine Fuchsspur, – das muß ein Kater sein".

Es fällt noch viel Schnee, und immer sind die Spuren verweht und verschneit. Wer klettert um diese Jahres-

zeit im Steingeröll der Felsen herum in den Karnickelsteigen? Er könnte vielleicht noch die herumgewehten Federn an Varus' Fraßplätzen sehen, – aber dahin versteigt sich niemand, – höchstens im Sommer klettern hier die braunen Ziegen herum und schatzen die Brombeer- und Himbeerbüsche. Unerkannt bleibt der Rote, bis der Boden frei ist vom Schnee und die ersten Schneeglöckchen und Krokusse ihre Stengel schieben. Da ist er verschwunden.

Überraschend schnell schlägt das Wetter um, und tagelang taut der warme Föhn auf. Selbst in der Nacht fächelt er milde und sanft über die letzten Schneelöcher und Eiskrusten in Bruch und Wald. Tief sitzt der Frost, aber die warme Sonne dringt rasch durch. Da wird es unter und über der Erde lebendig. Riesige braune Türme treibt Meister Grabscheit in den Wiesen empor und zieht den Zorn des Bauern auf sich. Am Fischbache bellen die Dachse, und Herr Reineke liegt vorm Winterbau, blinzelt in die Sonne und flöht den Balg. Wer in diesen Tagen durch die Fluren geht, der freut sich über die winzigen Karnickelhopser, die überall tollen und spielen, als gäbe es keine Hascher auf der Welt. Dick und prall treiben die Knospen überall in Busch und Gezweig, in denen sich die ersten Frühlingsboten wiegen. Überall in Stadt und Land wird das alte Zeug aus den Nistkästen herausgeschüttelt, in denen sich winterüber Spatzengesindel breitgemacht hatte, denn schon sind die ersten Stare eingefallen und knätschen kreischend in den Obstgärten.

„Spitzbuben, Kirschenmauser!" grollt der alte Obster Kilian, steigt aber doch die Leiter hinauf, in der freien Hand einen neuen, ausgetrockneten Starkasten an langer Stange balancierend. Ja, wer viele Stare hat, der kann getrost die Baumspritzer aus der Stadt wegschicken und braucht sich nicht den Garten mit gelbgrünem, erstickendem Dampf vernebeln zu lassen. Natürlich kehren auch

schon die ersten Schwalben heim, es wird höchste Zeit, daß die Stallfenster und Obertüren aufgemacht werden, damit sie einziehen können. Noch eine knappe Woche, und auch der große Maler mit bunter Palette ist wieder da. Kein andrer kann die duftenden Farben des Grüns der Birken und dunklen Fichten, das satte Braun gebrochener Erde und das zarte Blau des sonnigen Himmels so wiedergeben wie er. Dazu die tausend Musikanten. Wer kennt eine schönere Symphonie?

Nur einmal in diesen Tagen ist Varus wieder ganz per Zufall am Holzschuppen der Schwarzfischerin vorbeigekommen. Aber auf dem Miste liegt kein frischer Dung, die Stalltüren sind geschlossen. Sicherlich wird es auch weiterhin einen „Schwarzfischer" in den Schenken geben, und die fremden Gäste werden es gar nicht einmal merken, daß das ganz bestimmte Kräutlein von nun an für immer fehlt.

Den ersten schweren Winter hat Varus überstanden, karg und schmal waren oft die Bissen, – aber die gesunde Natur hat gesiegt. Als die ersten Dorfkatzen ihre Jungen hervorschleppen aus den Verstecken, da schlugen die Bauern erschreckt die Hände überm Kopf zusammen und rufen: „Jessass, – soviel Rotscheckige dabei, – das bringt kein Glück!"

Jetzt ist für alle reichlich der Tisch gedeckt, jetzt braucht niemand mehr nach einem warmen Versteck zu suchen. Ein heimliches Versteck unterm Buschwerk genügt, um sich mit sattem Wanst auszuschlafen, Tag und Nacht, ganz nach Belieben. Der reichgedeckte Tisch bekommt Varus ausgezeichnet, und in den wenigen Wochen hat er aufgeholt, was im Winter versäumt wurde. Straff spannt sich das rote Fell über seinem riesigen Leib, und Pranken und Schädel werden breiter und schwerer. Spielend hascht er die kleinen grauen Huscher im Fallaub und am Rain und die gefiederten bunten Sänger im niedrigen Ge-

zweig. Unnötig, sich in die gefährliche Nähe menschlicher Behausungen zu begeben, wo doch Wald und Flur alles bieten, was der Magen begehrt. Und die tolpatschigen Junghasen und Karnickel! Tolpatschig solange sie jung sind! Da macht es keine Mühe, sich unbemerkt anzuschleichen und ohne große Umstände einen von den Unbekümmerten einfach hinter die Löffel zu beißen. Meist ist ja nicht viel dran, – abgesehen von den Eingeweiden lohnt es kaum, lange an den Knochen herumzuzerren. Das bißchen Gehäutel mögen die Krähen aushacken oder die Ameisen abnagen, – rasch ist der nächste erwischt, – warum sich also lange mit solch einem Dürrspiller aufhalten. Ungünstiger werden die Fangergebnisse für Varus schon, wenn die Bürschchen größer werden und das warnende Klopfen der Alten verstehen. Dann jagen sie wie besessen, rechtwinkelige Haken schlagend, durcheinander und fahren in die Löcher. Vergeblich ist Varus schon ein paarmal zugesprungen. Ehe man sich für den Sprung auf den nächsten stellen kann, ist alles weg. Da lohnt es sich schon eher, mal in den Dämmen entlang zu pürschen. Varus jagt jetzt überall, im offenen Gelände und im Walde. In der Einsamkeit seiner Jagdreviere hatte er bisher nur wenige Menschen in seiner Nähe gesehen, das waren harmlose Gestalten gewesen. Bummelnd und ein wenig auf Mäuse spannend, die man eben im Vorbeigehen schnappen kann, schleicht er eine Furche dahin. Da reißt er sich zurück, drückt sich fest an den Boden und streckt den Hals lang. Was liegt da für einer, lang hingestreckt, in dessen Fell leise der Wind spielt? Den schlafenden Lampe, einen Vorjährigen, in seiner Sasse zu reißen . . .? Hunger verspürt er nicht gerade, – aber die Mordlust bannt seinen Blick und spannt seinen Leib. Aus einer Entfernung von fast drei Schritt setzt er an, fliegt mit gestrecken Vorderpranken hoch über die Dämme und schlägt sie mitten in Lampes Kreuz. Wie von

einer Sprungfeder emporgeschnellt jagt der Hase hoch, den roten Reiter fast zur Seite schleudernd. Aber schon hat ihm Varus das rechte Vorderblatt bis auf die Knochen aufgerissen. Trotz der klaffenden Wunde jagt der Hase davon, setzt über zwei Dämme hinweg, überschlägt sich und jagt weiter. Varus hat das Gleichgewicht verloren und muß loslassen. Aber schon setzt er dem Flüchtenden in langen Sprüngen nach bis fast ans Ende des Feldes, wo der Kleestreifen anfängt. Es ist unmöglich für den wildernden Kater, mit dem davonstürmenden Hasen Schritt zu halten. Aber Lampe wird langsamer, der Blutverlust schwächt seine Kräfte zusehends. Entsetzlich schallen seine hellen Klageschreie über das Feld, und im Todeskampf wirbelt die lockere Erde auf. Nun ist auch Varus heran und reißt dem auf dem Rücken Liegenden den Leib auf, zerrt die Eingeweide heraus und frißt die Leber. Alles andere läßt er liegen und trottet mit blutbesudelter Brust gemächlich davon. Ehe er im dichten Unterholz untertaucht, biegt er in den Sandweg ein, der an den Birken entlang zu den Hüttenseen führt, um an einem der klaren Zuflüsse den aufkommenden Brand zu stillen. Das „Quarrrr-quarr, räck-gäck-gäck" zahlloser Frösche, die im Schilf und auf Seerosenblättern herum-

lärmen, ist weithin zu hören. Da fährt Varus zusammen und drückt sich fest in den Graben am Wegrande. Ein riesiger Schatten streicht fauchend kaum mannshoch über ihn hinweg. Schon will er zum Sprung seitlich ins Schlaggras ansetzen, da jagt der zweite knapp über seinen Balg hinweg. Einen Augenblick verhält er, dann aber hetzt er mit einem Sprung bis fast ins dichte Unterholz. Am Ufer der großen Seen aber breiten die zweie die riesigen weißen Flügel zum geruhsamen Gleitfluge aus und strekken die langen roten Beine zur Landung vor. Einen Augenblick ist Ruhe in der Gegend der Landung, und wehe den Schreihälsen, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten. Dem langen, spitzen Schnabel und den scharfen Augen entgeht keiner, auch wenn er sich noch so gut im schlammigen Mulm unter faulendem Zeug verstecken möchte. Unersättlich ist der Magen von Gevatter Storch!

Fürchterlich ist Varus der Schreck in die Glieder gefahren, – so etwas war ihm noch nicht widerfahren. Bis zum späten Nachmittag hockt er im Fichtendickicht, ganz nahe am Zulauf und traut sich nicht heraus. Dann aber brennt es gar zu höllisch im Schlunde, und – unter Ausnutzung jeder Deckung, – kriecht er an den Bach. „Putsch, plutsch, schlupp" – macht es an den Ufern, und Varus schrickt abermals zusammen und wendet den Kopf ruckartig bald hierhin, bald dorthin. Vor ihm rieselt es kühl und klar. Da streckt er den dicken Kopf vor und schlappt und schlappt, bis ihm schier die Luft ausgeht. Aaah, – das kühlt! Gerade als er wenden will, um wieder im Dickicht zu verschwinden, fliegt ihm ein dicker Platsch direkt vor die Nase. Zack, – ein Schlag mit der Pranke, und der dicke Herr mit den langen Beinen kollert zappelnd auf den Rücken. Alter Gewohnheit entsprechend faßt Varus zu, – aber – pfui Teufel, – kalt und schwappig ist das Zeug, ekelhaft schleimig, genau wie damals die

Wegschnecke unter den Gartenbüschen. Voller Widerwillen springt er ab und verschwindet, sich noch einmal nach dem Speibatzen umsehend, im Holze.

In dem großen Naturschutzgebiet an den Seen ist seit Jahrzehnten kein Schuß gefallen. Ungestört und abgeschieden lebt alles Getier in Baum und Strauch, über und unter der Erde. Haubentaucher und Enten, Störche und Rohrdommeln, Reiher, Rohrsänger und wie sie alle heißen, fischen, krebsen und tun so, als sei außer ihnen niemand auf der Welt. Der eilige Mensch, der auf den schmalen Landwegen am Wasser oder auf den Trampelpfaden am Ufer mit dem Rade entlangfährt, sieht nichts von dem heimlichen Treiben, – wer sich aber Zeit läßt und einen gedeckten Sitz am Schilf oder im Gebüsch bezieht, dem offenbart sich eine wunderliche Welt. Aber wer kommt schon hierher in der Hast dieser Tage, wo allein schon der Anmarsch so beschwerlich ist! Im Juli und August, wenn die großen Ferien sind, kommen ein paar Trupps Jungen und Mädel mit Zelten, Faltbooten und Töpfen, und machen große Kochfeuer an. Dann ist hier und da am Ufer Lärm, Jauchzen und Gesang. Da ziehen sich bald die Tiere weg von den sandigen Badestellen, – Lärm und Gesang ist nichts für die einsamkeitgewohnte Tierwelt. Lange dauert das frohe Treiben allerdings meist nicht, denn die großen Stechmücken machen gar zu viel Kummer und verleiden den Aufenthalt, – so schön es an sich hier ist. Da brechen die Jungen und Mädel bald die Zelte ab und ziehen weiter. Die großen Seen und ihre Welt wehren sich. Noch einmal im Jahre kommt Leben in diese verlassene, unwegsame Gegend. Im Januar und Februar, wenn das Ufereis trägt, erscheinen die Fischer mit dem scharfen Schilfmäher und schneiden in langen Bahnen das Rohr. Bündeln und Abfahren dauert ein paar Tage, dann herrscht wieder Ruhe bis zum Sommer.

Doch halt, – einer ist das ganze Jahr über hier, Sommer und Winter, bei Tage und oft auch bei Nacht, sogar wenn der eisige Februarwind die Kiefern im nahen Uferwalde durch und durch schüttelt, läuft er lautlos umher, in seinen dicken Lodenmantel eingehüllt –, der alte Milius. Niemand empfindet seine Anwesenheit, er gehört hierher wie das Rohr, das Wasser und der Wald. Albert Milius war Lehrer für Botanik und Zoologie an der Oberschule, mußte aber nach längerer, schwerer Krankheit aus dem Dienste ausscheiden. „Mit Ihnen verliert unsere Schule einen Wert besonderer Art, – einen unersetzlichen Wert, Kollege Milius", hatte damals der Rektor gesagt, „wir werden Sie nicht vergessen". Und der Rektor hatte Wort gehalten. – Ausgewählte Exkursionen mit jungen Lehrkräften führte nach wie vor der Alte. So waren im Laufe der Jahre viele da gewesen in dem kleinen Häuschen auf der Landzunge, hatten ihr Wissen erweitert und glückhafte Stunden für ein ganzes Leben gewonnen. Schwer hatte immer der Landbriefträger an seiner großen Ledertasche zu tragen, denn keiner der Lehrer und Professoren hat aufgehört, mit dem Alten zu korrespondieren.

„Albert", – schrieb da eines Tages einer der Verdienten, „ich schicke Dir meinen Sohn; bringe ihm Schweigen und Sehen bei!" Dann war ein Bürschchen gekommen, kleiner fast als der Rucksack, den es schleppte. Viele Worte waren es nicht, die der Alte mit ihm wechselte, dann packte er Ziegenkäse und Brot ein, hängte eine große Feldflasche um und sagte: „Komm mit!" Knapp über dem Wasser am Horizont stand der glutrote Sonnenball, als die beiden Wanderer die Landzunge verließen und in den Wald einlenkten. Über die ganze Weite des Wassers zog sich zitternd ein breites, goldenes Band, und zwischen Stämmen und Gezweig blitzte es noch einmal leuchtend auf. Dann wurde es ganz dunkel im Walde, nur der Spiegel des großen Sees schimmerte im matten

Blau. Eine Weile schritten sie emsig fürbaß, dann lichtete sich der Urwald, und ein heller Plan tat sich auf. Der Alte verhielt einen Augenblick, drehte sich nach dem Jungen und flüsterte: „Siehst du dort ganz vorn die Waldnase, die bis ans Schilf reicht? Dort steht die Schilfhütte, dort bleiben wir, bis die Sonne wieder hoch am Himmel steht.“ „Hm“, antwortete der Junge und ging weiter. Das war auch wirklich der ideale Platz für einen Beobachtungsstand, dieses Hüttchen aus ein paar Stangen, Rohrwänden und Schilfdach. Bis fast ans Schilf reichte der Wald, dann kam ein toter, mooriger Arm und wieder Schilf, während

sich zur Rechten das Wasser bis zur Insel hinzog. Da weht der Wind ein paar Ballwolken vom Himmel weg und gibt die leuchtende Sichel des Mondes frei.

„Gurrrl, plupps – klatsch", quirlt das Wasser des toten Armes unter das überhängende Wurzelgewirr, und das Rohr neigt sich ganz tief und zittert, als fröre es in der warmen Nacht.

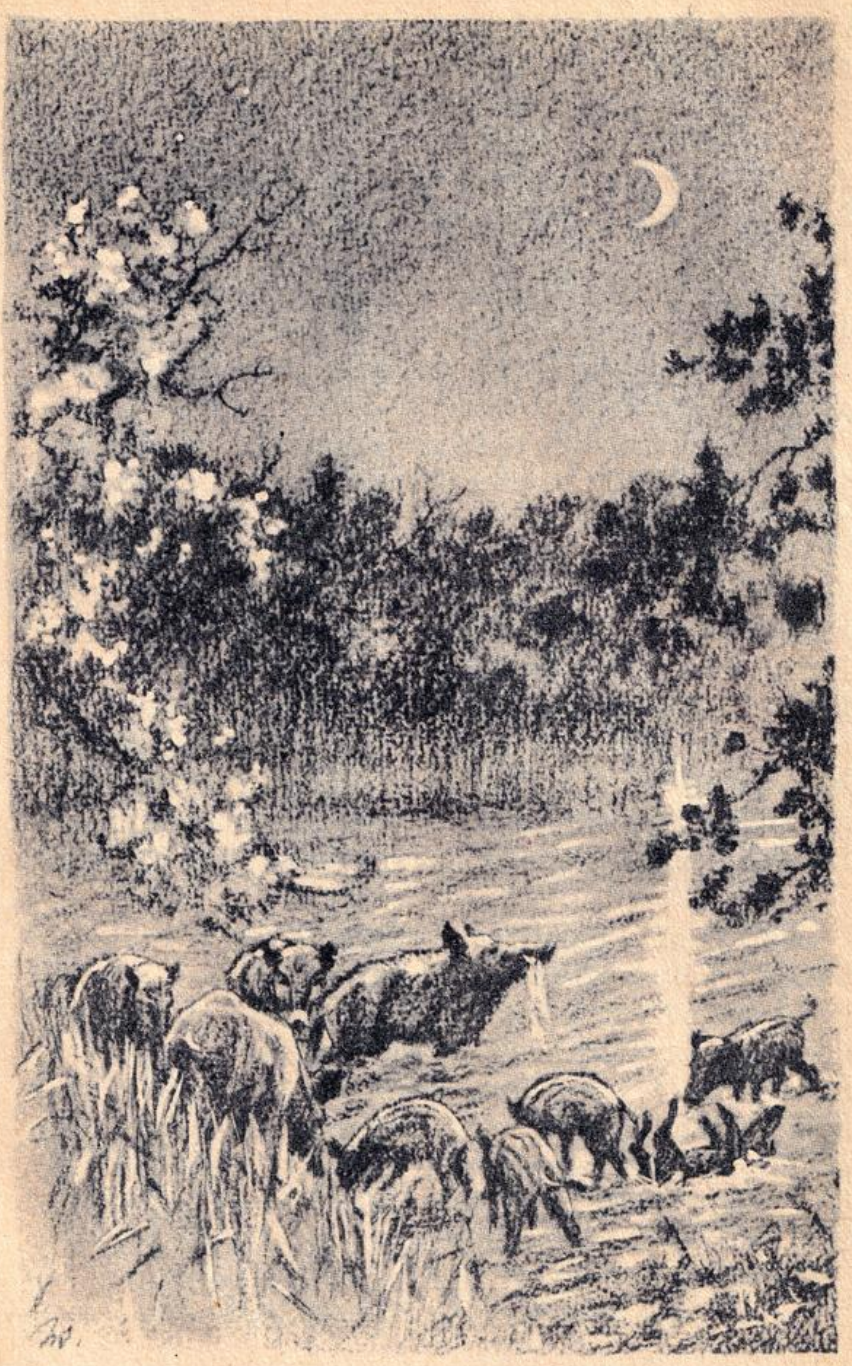
Still sitzen die Freunde auf den rohen Stangen im Innern der Hütte und lauschen in die Nacht. „Waak – waak und träb – träb", kreischt es, und der Junge spannt durch die offenen Spalten der Wände.

„Du brauchst dich nicht anzustrengen, die siehst du jetzt einmal nicht, – aber morgen früh kommen sie in ganzen Scharen angeschwommen."

„Was war denn das, – Wasserhühner?" flüstert der Junge. „Bewahre", gibt der Alte zurück, „die Wasserhühner rufen „Kiüw – Küw, pitz pitz", – das eben waren Enten, Erpel und Ente; sicherlich hat es irgendwo im Rohr eine Störung gegeben, eine Wasserratte vielleicht... tscht!" Der Alte legt dem Jungen die Hand auf den Mund, denn aus dem dunklen Walde kollern und poltern graue Schatten hervor mit Grunzen, Zuffen und Quieken. Mit brennenden Augen schaut der Junge durch den Spalt.

„Bachen mit Frischlingen" – raunt der Alte kaum hörbar, „verhalte dich ganz still, wenn der Wind sich nicht dreht, nehmen sie uns nicht wahr". Wühlend, katschend und schmatzend tummelt sich die Rotte am Ufer fast eine halbe Stunde lang, dann aber geht es hinein in den Schlamm und ins seichte Wasser des toten Armes. Gurgelnd und klatschend rauscht das Wasser und trübt sich durch den Wühlschlamm. Das ist ein Prusten und Schnauben, ein Fauchen und Grunzen, – eine prächtige Suhle!

Eine ganze Stunde geht das heraus und hinein, hin und her, ein Wogen und Wühlen. Endlich scheinen sie genug



zu haben, sammeln sich auf trockenem Ufer und reiben sich ausgiebig die Schwarte an den ersten harzigen Bäumen des Hochwaldes. Plötzlich ist die Rotte wie vom Erdboden verschwunden; der tiefe Urwald mit seinem dichten Unterholz hat sie aufgenommen. –

Ruhig schillert wieder das Wasser im toten Arm, der Wühlschlamm sinkt auf den Grund, und wenn die Sonne über den Wipfeln hochzieht, wogt und schwingt es wieder ganz klar zwischen Schilf und Wurzelwerk dahin.

Der Alte schmunzelt: „Da haben wir Glück gehabt, gleich in der ersten Nacht, – der Wind stand günstig, sonst hätten uns die Brüder nicht den Spaß gemacht, – kaum auf dreißig Schritt. – Hier hast du Käse und Brot, – dort hängt die Flasche, wenn du Durst hast."

Der Junge knappert ein wenig am Käse herum, steckt ihn aber bald wieder in die lederne Umhängetasche, – er hat keinen rechten Appetit, das Erlebnis hat ihn zu sehr erregt.

Als es grau wird über den Spitzen des Rohrs, beginnt ein geschäftiges Leben. Wildenten und Haubentaucher fahren aus, die Fischreiher krächzen hoch in den Lüften ihr rauhes „Krähiig, kräkräähiiig" und fallen aufs seichte Wasser ein. Rohrsänger hüpfen quieklebendig bis in die höchsten Spitzen des Schilfs, und der Habicht stürzt sich von der hohen Kiefer herab ins Buschwerk.

Nur für ein paar Augenblicke taucht ein mächtiger roter Tierleib auf, springt über eine modernde Wurzel einer gestürzten Kiefer und verschwindet wieder im Gebüsch. Da taucht auch der Habicht wieder über den Büschen auf, streicht ein paar Meter über den Zweigen waagerecht dahin, um Luft unter die Flügel zu bekommen, und zieht fast kerzengerade hoch. Verpaßt! Ein Habicht flattert nicht lange im Strauchwerk herum, seine Stärke ist der einmalige Stoß. Ist dieser aus irgendeinem Grunde danebengegangen, dann zieht er sofort wieder ab.

„Teufel, der Rote", sagte der Alte, und streckt den Finger vor. „Hast du ihn gesehen, der Habicht hat ihn verpaßt!" Der Junge hatte das schnelle Huschen wohl bemerkt. „Der Habicht war wohl hinter einem jungen Hunde her?" fragt er.

Da lacht der alte Milius aus vollem Halse und erzählt die Geschichte von dem roten Kater, den man ganz selten sieht.

„War das ein Wildkater? Ich denke, die sind längst ausgestorben?" fragt der Junge neugierig.

Während die Freunde rüstig auf dem Sandwege voranstapfen, plaudert der Alte.

„Oh, nein, Wildkatzen gibt es auch heute noch in Süd- und Mitteleuropa. Sie bevorzugen besonders dunkle Nadelwälder und felsenreiche Waldgegenden. Je einsamer und abgelegener ein Gebiet, um so lieber ist es ihnen. Heute noch trifft der Waldhüter und Jäger vereinzelt das Raubzeug in den einsamen Wäldern des Hunsrücks, der Rhön, des Schwarzwaldes und des Spessarts an. Während der warmen Jahreszeit lagern sich die Wildkatzen im Dickicht, im Winter beziehen sie Felsenhöhlen, Dachsbauten, Fuchslöcher und Baumhöhlen. Sie schlagen und würgen Kleinzeug aller Art, Mäuse und Vögel, aber auch an Hasen, Fasanen und selbst an Jungrehe wagen sich die starken männlichen Tiere, die man Kuder nennt, heran. Du kannst dir also denken, daß die Jäger hinterher waren und schossen, wenn so ein Räuber sichtbar wurde. Nur in ganz einsamen Gegenden konnten sich daher einige Exemplare halten und vermehren."

Milius macht eine Pause und steckt die Pfeife wieder an, die ausgegangen war.

„Also war es doch ein Wildkater", nützt der Junge die Pause.

„Falsch", entgegnet Milius, pafft weiße Wolken in die Luft und sieht den Jungen an, als wolle er sagen: „Nun

denk mal scharf nach!" Der Junge wird unsicher und schweigt lange, er weiß es nicht.

„Nun, da will ich es dir sagen", nimmt Milius das ins Stocken geratene Gespräch wieder auf.

„Der Kerl, den du flüchtig gesehen hast, trug ein rotes Fell und einen langen, dünnbehaarten Schwanz. Ausgewachsene Wildkatzen sind noch größer als der Rote, der Kuder hat einen fahlgrauen bis schwarzgrauen Pelz, während das Muttertier im allgemeinen etwas heller aussieht, niemals aber so rot wie der Bursche im Gebüsch. Zum Unterschiede von den Hauskatzen haben die Wildkatzen einen bis zum Ende dickbehaarten, buschigen und geringelten Schwanz. Das ist ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal. Wozu kann der Rote also nur gehören?"

„Zu den Hauskatzen?", antwortet der Junge.

„Sehr richtig, das war ein verwilderter Kater, ein Einzelgänger, der zu einem gefährlichen Räuber geworden ist, scheu und flüchtig."

Eine Weile schweigen die Wanderer und schauen den weißen Wolken nach, die am Himmel dahintreiben.

„Woher kommen denn die Katzen?", nimmt der Junge das Thema wieder auf.

„Nun, unsere Hauskatzen stammen von den Falbkatzenrassen, von den Wald- oder Wildkatzen und, das weiß man nicht genau, vielleicht auch von den Steppenkatzen Asiens ab. Über Asien haben sie sich im Altertum schnell verbreitet, das zeigen uns heute noch die Abbildungen auf alten Tempelruinen, auch im alten Ägypten waren sie schon Haustier. In Deutschland kannte man sie im neunten Jahrhundert noch nicht, das geht aus alten Schriften hervor. Erst viel später wanderten sie nach Europa ein und wurden heimisch."

„Also ist die Katze gerade tausend Jahre bei uns", wirft der Junge ein.

„Ganz richtig, denk mal an die Pferde, schon vor zwölf-

tausend Jahren haben sie die Menschen eingefangen und gezähmt, – welch ein Unterschied! Die Pferde waren praktisch immer bei uns."

Milius hat den Hut abgenommen, denn es ist warm geworden. Noch hundert Schritte, und die Landzunge mit dem Häuschen liegt vor den Wanderern.

Noch viele Tage und Nächte verbringen die Freunde an den einsamen Seen, bis eines Tages ein Brief eintrifft, der den Jungen zurückruft in die große Stadt, in der nur wenige die Sprache der Tiere verstehen.

Varus trottet Tage und Nächte voran, bald hierhin, bald dorthin, immer weg von den großen Seen. Bald überquert er einen Kahlschlag, bald kriecht er geduckt durch dichtes Weißdorngestrüpp. Wege und Stege werden immer seltener, wenn man von den wenigen Schneisen absieht, die von den tiefen Rinnen der Holzfuhrwerke zerfurcht sind. Varus verpaßt nie, in ihnen ein wenig herumzubummeln. An tiefen, feuchten Stellen steht manchmal ein wenig Wasser, das man aufschlappen kann. Es ist zwar kein reiner Genuß, diese moorige, warme Brühe, in der braune Algen und Schlieren stehen, – aber was nützt das alles, wenn der Durst quält.

Gleißend steht jetzt die Sonne am wolkenlosen Himmel und brennt erbarmungslos auf die Erde nieder. Längst ist das Dengeln der Sensen in den Höfen der Dörfer verstummt, – hochbeladen schwanken die Wagen mit duftendem Heu den Scheunen zu. Die Welt trägt ein Kleid aus lauter bunten Blumen – ein Sommerkleid von den zartesten bis zu den sattesten Tönen. – In den tiefen, dunklen Wäldern der Klosterberge merkt man allerdings weniger davon, wenn man von den Blumen absieht, die an den sonnigen Waldrändern blühen. Hier an den steinigen Hängen des Klosterbaches, der dieses riesige, einsame Gebiet von Norden nach Süden durchschneidet,

hält sich Varus längere Zeit auf. Tiefer Wald und dichtes Unterholz bieten Verstecke in Hülle und Fülle, namentlich aber ein alter weitverzweigter Fuchsbau, in dem seit Jahren niemand mehr wohnt, mit zahlreichen, teils verfallenen Röhren. Tief unter der Erde ist es kühl und außerdem sicher; gelüstet einem nach Wärme, dann kann man sich am Fuße der Kiefer, wo fast den ganzen Tag über die Sonne hinbrennt, wohlig räkeln und dösen. Der alte Kreischer von einem Eichelhäher, der sonst immer zur Stelle ist, wenn man ihn nicht braucht, stört kaum; mag er kreischen und warnen, – die dummen Waldmäuse, deren es hier eine Unmenge gibt, verstehen seine Sprache nicht und bummeln und huschen ruhig weiter im Laube und unterm Moos. Varus braucht sich nicht anzustrengen, um so viel davon zu haschen, wie er braucht. Es ist eine satte, faule und behäbige Zeit dort im alten Bau und unter der Kiefer. Warm sind die Nächte, und der volle Mond wirft bizarre Schatten zwischen die Stämme und in die Lichtungen. Wenn die Sonne aufgeht, blitzen die Tautropfen an den harten Stengeln der Schlaggräser wie tausend leuchtende Perlen. Varus schleicht dann ein wenig umher, und sein rotes Fell wird tropfnaß. Aber was macht das, – ein Viertelstündchen an der Kiefer trocknet alles wieder, und wohlig brennt der Balg. Wer weiß, wie lange hier schon niemand gewesen ist. Für die Ausflügler aus der Stadt ist es zu weit ab von der Bahn und zu beschwerlich zu erreichen, – es fehlt an der Gastwirtschaft mit Garten. Deshalb kommt auch in der Sommerzeit, wenn der Boden trocken ist, kaum jemand in die großen Wälder, geschweige denn im Winter oder Herbst. Höchstens der Förster und seine Gehilfen lassen sich einmal im Jahre sehen und zeichnen ein paar Bäume an, – später kreischen die Sägen, dann ist wieder ein ganzes Jahr Schweigen in den grünen Wäldern der Klosterberge. Hier hätte Varus geruhsam seine Tage verbringen können; im

Winterwalde wäre es sicher knapp mit der Nahrung gewesen, denn hier fallen die Jagden weg auf alles das, was sich in den Tälern und Feldern in Nähe der Dörfer herumtreibt. Man hätte lange Strecken zurücklegen und gegebenenfalls unterwegs behelfsmäßig unterkriechen müssen, wenigstens in den härtesten Monaten Januar und Februar. Bis tief in den Winter hinein bleibt hier der Waldboden schneefrei durch die dichten Kronen der Bäume; da huschen auch in der kalten Zeit die Waldmäuse umher und suchen nach den schmackhaften Samen in den Tannen- und Kieferzapfen. Aber solche Überlegungen kann ein Katertier nicht anstellen. Immer nur Waldmäuse und zur Abwechslung auch ein paar Käfer, die hart und spröde sind und an denen wirklich nichts dran ist. – Varus hat es satt, und so bleibt in einer Nacht, in der schwere Gewitterwolken unterm Mond dahinziehen, sein Fuchsbau verlassen. Schsch – schsch – rauscht es in den schwarzen Wipfeln, wenn der aufkommende Wind hineinbläst, und die Kronen der Riesen biegen sich hier- und dorthin, große Ellipsen in den dunkeln Himmel webend. Auf den Schlägen singt das harte Gras, und dürre Blätter aus dem Fallaube huscheln aufgestört über die ausgedörrten Wasserrinnen, bald schwebend und gleitend, bald sich überschlagend und wild torkelnd. Varus schleicht einen steilen Hang zwischen Weißdorn, Hagebutten und Jungeichengestrüpp hinab an den Klosterbach. Da zuckt es zweimal grell am Himmel und grollt dumpf über den Bergen. Varus ist zu Tode erschrocken und drückt sich flach an den Boden. Schon wieder zuckt es, und pechschwarz zeichnen sich die Kronen der Kiefern an der Bergnase vom Himmel ab. Ein gewaltiger Schlag folgt dem Blitz, und langanhaltend bricht sich das Echo an den Bergen. Wild biegen sich die Kronen, als ob sie sich tief verneigen wollten vor der Allgewalt Natur, und heulend jagt der Sturm bis unter die Dornen

des Gestrüpps. Unheimliche Stille wie auf Kommando. Da geht es „patsch“ hier und „patsch“ dort. Varus wendet den Kopf bald hierhin, bald dorthin. Und immer schreckt ein großes Blatt im Buschholze nickend zusammen, wenn es von einem dicken Tropfen getroffen wird. Bald aber fallen sie klatschend dichter, und in wenigen Sekunden ist er peitschend herangerauscht, der gewaltige Gewitterguß. Wie aus einer riesigen Traufe rauscht es hernieder, und schon schießen kleine Bächlein die ausgedörrten Steige hinab, Blätter, Äste und kleine Steinchen mit sich reißend. Varus hat unter einer verkrüppelten Fichte Deckung genommen, aber sie bietet keinen Schutz vor dem schüttenden Regen. Er kriecht weiter und erreicht die Geröllmulde am Fuße des Berges dicht am Bachschotter des Klosterbaches. Unter einer dachartig vorspringenden Sandsteinplatte krümmt er den Rücken zu einem steilen Buckel, legt den Schwanz an den Bauch und zieht die Beine unter den Leib eng zusammen. Hier ist er wenigstens einigermaßen geschützt. Trotz der Schwüle friert ihn in seinem nassen Pelze jämmerlich, und immer enger versucht er sich zusammenzurollen. Der ganze Wald ist in eine einzige Dunstwolke gehüllt, in die die schweren Tropfen immer noch in unverminderter Stärke hineinprasseln. Unter seinem Hinterteile wird es naß, verzweifelt kratzt er am harten Gestein, und seine Krallen fangen an zu schmerzen. Fast eine Stunde noch tobt der Wolkenbruch, dann rauscht der Regen gleichmäßig hernieder, bis der Morgen graut. Dicker, feuchter Nebel hängt in Busch und Baum, grau und fahl, die drückende Hitze der vergangenen Wochen ist einer erfrischenden Kühle gewichen. Da bricht die Sonne an der Bischofskanzel durch, und der Dunst dort sieht aus wie eine Wolke aus lauter Goldstaub. Schnell zieht der Nebel hoch wie aus einem Schornstein, es wird noch kühler, und schon bricht sie an allen Ecken golden und flimmernd durch, –

die Morgensonne im einsamen Walde. – Noch einen ganzen Tag und eine ganze Nacht jagt schmutzig-braunes Lehmwasser weit über den Ufern des Klosterbaches zu Tal, gurgelnd und rauschend, Schotter und Äste mit sich reißend, dann aber engt sich der Strom ein, und bald sprudelt, quirlt und hüpft wieder kristallklares, kühles Bergwasser über die zitternden Kiesel am Grunde. –

Varus ist ein gutes Stück bergaufwärts gewandert und hat an einer großen Kehre des Waldbaches Quartier bezogen. Sonderbar sieht dieser neue Unterschlupf aus – ein altes, moosüberwuchertes Faß, das das Hochwasser des Baches ins dichte Ufergestrüpp gespült hat. Ob es ein liegengelassener Kaldaunenbehälter von der Forellenfütterung ist, oder ob es der reißende Bach von einer Dachtraufe weggerissen und weit fortgeschwemmt hat, – wer kann es wissen? Anfangs ist Varus diese Behausung nicht ganz geheuer, das ewige Rauschen und Gurgeln des Baches stört ihn irgendwie, – im Laufe der Tage aber ge-

wöhnt er sich daran und atmet tief und lang im satten Schlafe. Dann stört ihn auch nicht mehr das ewige „Zwisis – zirih“ der im Steingeröll des Baches immer geschäftig herumwippenden Bachstelzen und nicht mehr das warnende Schickern der Amseln. Hier lebt man ruhig und einsam, bis eines Tages der Altweibersommer seine langen Fäden zieht. In der Nähe der menschlichen Behausungen hat man alle Hände voll zu tun, die reife Frucht zu bergen, und schwer werden gefüllte Körbe und Säcke davongeschleppt. Schon rattern die ersten Dresch-

maschinen in den Höfen und schütten den Lohn für fleißige Menschen in die Säcke.

Lange Zeit hat Varus keinen Zweibeiner mehr zu Gesicht bekommen und bummelt sorglos zwischen dem Beerengestrüpp am Berghang herum.

Da drückt ihn ein markerschütternder Schrei zu Boden, und kaum einen Augenblick später trifft ihn ein schwerer Kiefernast mitten ins Kreuz. Fast ohnmächtig vor Schmerz bäumt er sich auf, setzt über ein paar Heidelbeerbüsche hinweg und kollert förmlich den Hang hinab. An den sperrigen Wurzeln einer umgebrochenen Kiefer bleibt er reglos liegen und achtet nicht auf die Steinwürfe, die den Hang herabprasseln.

„Ein Fuchs war das, ein roter, – hier ist er entlang, der kommt nicht mehr weit", rufen sich die Beerensammler zu und preschen kreuz und quer durch Gestrüpp, mit dicken Knüppeln auf die Büsche schlagend und „huschaaa" rufend. Da hetzt einer dicht an Varus' Versteck vorbei, aber er sieht den Roten nicht, denn ein großer Farnwedel ist zurückgewippt und hat ihn schützend ganz zugedeckt. Schwarzspecht, Baumläufer und Blauracken streichen überstürzt ab und rufen erst wieder ganz in der Ferne ihr „Trü-trütrü" und „rack-rack, rack" in Busch und Wald. Allmählich verstummt das Geschrei der Beerensucher, und Stille kehrt wieder ein in den einsamen Wald. Lange liegt Varus unter dem Farnwedel und bemerkt nichts von den zwei Männern, die knapp an seiner Tonne vorbei in Gummistiefeln, Lodenmänteln und mit langen Ruten in den Händen am Bach entlang bummeln. In der Nacht schleppt er sich unter furchtbaren Schmerzen in seine Tonne und bleibt drei volle Tage darin liegen, ohne zu jagen und ohne einen Tropfen Wasser zu schlappen.

Allmählich löst sich der stechende Schmerz gerade über den Nieren. Wenn Kraut und Gestrüpp den schweren

Knüppelhieb nicht etwas abgebremst hätten, Varus wäre mit zerschmettertem Rückgrat liegengeblieben. Vorsichtig tastend versucht er ein paar Schritte, gähnt und schickt sich an, langsam und vorsichtig einen Buckel zu machen. Behutsam schleicht er einer Bucht am steinigen Ufer des Baches zu, um seinen brennenden Durst zu stillen. Von einem überhängenden Mulmbüschel aus späht er hinab ins Wasser, – doch was ist das, was sich so spiegelt und hin- und herhuscht in neckischem Liebesspiel? Er kann Genaues nicht erkennen, denn sein im Wasser zitternd spiegelnder Kopf verwischt das Bild. Aller Schmerz ist auf einmal vergessen, die alte Jagdleidenschaft erwacht wieder. Kurz schlägt er einen Bogen und steht jetzt spähend auf einer Steinplatte, die knapp über das kräuselnde, schnell dahinfließende Wasser herausragt. Wie er auch späht und lauert, verschwunden ist der Spuk. Gierig schlappt er im frischen, kühlen Wasser. Mitten in der Nacht schleicht er wieder aus seiner Tonne. Voll und leuchtend wie eine mächtige Bogenlampe steht der Mond in dieser Novembernacht am glockenklaren Himmel, – kein Blatt rührt sich, nur der Schatten begleitet seinen Körper, wenn das Licht auf ihn fällt. Varus' Ziel ist die Steinplatte im Klosterbache, unter der seichtes, klares Wasser über den Grundkies dahinperlt. Hell fällt das Mondlicht auf diesen Platz, und die weißen Kiesel glänzen silbern in ganzer Breite. Da gleitet ein dunkler, langer Schatten gemächlich über den silbernen Grund. Von mehreren Richtungen schieben sich die gleichen Schatten an den ersten heran, wenden und huschen blitzschnell über- und durcheinander, um gleich wieder stille zu stehen. Langsam und gravitätisch zieht der große, dunkle Schatten ein wenig vor und wendet. Im gleichen Sinne gleiten die kleineren mit. Laichende Forellen!

Varus ist nur Nerv und Spannung. Bis zum äußersten Rande der Steinplatte schiebt er seinen Körper vor, seinem

Fang, der ein wenig geöffnet ist, entströmt heißer Atem, und nur das alleräußerste Ende der Schwanzspitze bewegt sich ein wenig hin und her, – Zeichen höchster Spannung. Da! Mit wuchtigem Prankenschlage schlägt er zu, daß das Wasser hoch aufspritzt, winkelt die Tatze ein wenig nach innen und wirft den schwarzen Schatten in hohem Bogen auf den Schotter. Wild zappelt und schwippelt der Fisch, aber nur wenige Augenblicke, dann liegt er still und mit aufgerissenem Leib vor Varus' Fang. Hastig reißt und schlingt der Räuber, – leckeres Forellenfleisch, zart und saftig der Rogen, – ein Labsal nach dem ewigen Waldmausfraße. Nur die Haut ist an manchen Stellen zäh und schwartenhart; Varus zerrt ein wenig daran und läßt sie liegen, er ist ohnehin prall satt. Mag sich damit herumärgern wer will, schleckend und leckend zieht er sich in sein Versteck zurück, um einen langen, tiefen Schlaf zu tun. Als die Sonne aufgeht, sind auch die Reste verschwunden. Ob Reineke hier zufällig vorbeigekommen ist, um sie so ganz nebenbei zu verschlingen – wer weiß es? – Wald und Bach schweigen darüber.

In Varus ist eine neue Jagdleidenschaft erwacht. Die Scheu vor dem sprudelnden Wasser hat er ganz überwunden, ja, er wählt, Nacht für Nacht immer wiederkehrend, Stellen am Ufer aus, die es ihm gestatten, ganz nahe an den sprudelnden Wasserstrom heranzukommen. Nirgends hält er sich dabei lange auf, sondern wechselt rasch die geeigneten Fangplätze. Sind an einem keine Schatten zu sehen, dann rasch zu einem anderen. Kaum vergeht eine Nacht, in der nicht eine fette, zappelnde Beute auf den Schotter fliegt. Einmal, es war als der abnehmende Mond nur noch spärliches Licht spendete, schlug er wahllos zwischen lauernde Milchner hinein, die es nicht darauf abgesehen hatten, den Samen zu spenden, sondern auch scharf waren auf die Eier. „Plitsch" – flogen gleich zwei kleine Kerle heraus. Ja, die Liebe macht blind

im wahrsten Sinne des Wortes, auch bei denen, die sonst so scheu und vorsichtig sind. Varus hatte an den beiden Liebhabern keinen rechten Geschmack, denn ihre Schwarte war zu hart und der Leib mager. Die Augen waren noch das Leckerste an ihnen – sonst, wie gesagt, ein magerer Happen und nicht zum Sattwerden. Ein paar Waldmäuse, die unter Farnwedeln nach Käfern und Spinnen herumsuchten, mußten ergänzen, was noch fehlte.

In diesem Jahr verzichtet der Herbst darauf, seine ganze Pracht zu entfalten und sie lange zu erhalten. Das ist nicht günstig für die Tiere in Wald und Flur, denen lange und warme Spätherbsttage besser bekommen. Bald fängt es leise, aber unablässig an zu regnen, tagelang, fast einen halben Monat. Da faulen Beeren und Samen schnell und zerfallen. Tief ins Erdreich dringt die Nässe, und die oberflächlich angelegten Baue der Waldmäuse ersaufen. Nichts kann ihnen mehr schaden als feuchte Kälte und Nässe, und viele bleiben tot liegen unter Moos und Steinen.

In Varus' Lager, das er kaum verläßt, ist es noch leidlich trocken und einigermaßen zugfrei, denn die Öffnung liegt etwas hangwärts. Einen guten Teil des Raumes füllt sein massiger Körper aus, so daß es obendrein auch noch leidlich warm ist.

Unverständlich für den Menschen also, daß Varus eines Morgens, nachdem die ganze Nacht über dicker, nasser Schnee gefallen ist, sein Lager verläßt, um nicht mehr zurückzukehren. Erst um die Weihnachtszeit taucht er im Angergrunde auf, weitab von den heimlichen, dunklen Wäldern der Klosterberge. Dick und wollig ist sein Fell, ein richtiger Winterpelz für die kalten Tage, die in diesem Jahre lange auf sich warten lassen. Wer die Angermühle mit den Höfen darum herum kennt, weiß, daß es zwar hier auch nicht allzu belebt ist, immerhin kommen hierher die Bauernfuhrwerke und spannen in

der Mühlenschenke aus, in der sich auch die Jäger und Treiber der Umgebung treffen. Obwohl Varus mehrmals angesetzt hat, hat er noch nicht den Mut gefunden, sich den Gehöften zu nähern, und ist jedesmal wieder umgekehrt. Rechte Veranlassung dazu wäre auch nicht gegeben gewesen, denn, obwohl an sich erbitterte Feinde, finden Reineke und Varus im Feld und am Rain immerhin noch ausreichend schmackhaften Fraß in Gestalt von Rebhühnern, die hier zahlreich vertreten sind. Einfach ist die Jagd allerdings nicht, das Volk hat viele Augen und viele Warner. Ein kurzes „priepripriprip", und schon ist die ganze Gesellschaft knapp über dem Boden abgestrichen, und die beiden feindlichen Brüder halten Maulaffen feil. Nicht viel anders ist es bei Nacht, wenn die Hühner, eng in einem Kreise zusammengekuschelt, mit den Köpfen nach außen unter Buschwerk am Feld- und Waldrande ruhen und vor dem Schnee Schutz suchen. Das geringste Geräusch, und schon stieben sie davon. Noch ein weiteres kommt hinzu: Hier kann man im offenen Gelände nicht ungeniert und ungestört jagen; denn hier muß man jeden Augenblick mit dem Menschen rechnen und mit den Hunden! Wo Mensch ist, ist Gefahr für jeden und alle. Mehrmals ist es schon vorgekommen, daß Varus in günstiger Stellung stand und von einem Geräusch erschreckt und abgelenkt wurde. Dann war es regelmäßig vorbei mit dem Fang. Wie unbegründet, ja geradezu sträflich Unachtsamkeit um den eigenen Balg in dieser gesegneten, aber gefährlichen Gegend ist, soll sich alsbald erweisen. Varus hat in einer wohlgefüllten, einsamen Scheune übernachtet, in der Morgendämmerung ein paar Feldmäuse geschnappt und will sich gerade anschicken, an der Waldseite die Scheune zu verlassen. Da prellt er zurück, denn keine zehn Schritt vor ihm fummelt ein großer, brauner Köter im Harsch herum. Der braune Kerl hat ihn bemerkt, rennt wie vom Teufel besessen auf

das Schlupfloch zu und preßt den dicken Schädel und die Vorderbrust jaulend hinein. Aber auch einer mit Pudelmütze auf dem Kopfe und langer Schrotflinte am Riemen scheint die Sache bemerkt zu haben, denn bald kniet dieser neben dem Hunde im Schnee und feuert ihn an:

„Alleee, faß die Katz', hussassa, faß ihn, hussassaaa!" Ausgeschlossen, der Hund kann sich mit seinem Brustkasten nicht durch das Schlupfloch zwängen. Da geht der Mann mit der Pudelmütze an die Langseite der Scheune und rüttelt und zerrt lange am großen Tore herum, bis der braune Köter, der ungeduldig und gierig zappelt und jault, hineinschlüpfen kann. Er kommt jedoch nicht weit, denn steil türmen sich übereinandergestapelte Preßstrohballen bis fast ans Tor. Der Pudelmützenmann steckt den Kopf zum Spalt hinein und erkennt, daß es hier aussichtslos ist, den Hund zu hetzen. „Wart' nur, du Aas", grollt er, „dich erwischen wir schon noch und hängen dich an den Pflaumenbaum, damit alle sehen, was mit euch passiert, wenn ihr erwischt werdet. Hühnermauser, Eierdiebe, Vogelschnapper, Lumpengesindel!" So schimpft der Mann und ruft den braunen Hund zurück. Varus hat sich ganz oben im Dachgebälk hinter einen dicken Tragebalken verkrochen und traut sich den ganzen Tag und auch die folgende Nacht nicht wieder hervor. Erst als der Morgen wieder graut und dicker, weißer Nebel über den Feldern und in den Büschen wie Mehlsuppe hängt, schleicht er vorsichtig lauschend herab. Lange sitzt er an seinem Schlupfloch an der Feldseite der Scheune und spannt angestrengt. Grausam rumort der Hunger in seinen Därmen; da steckt er den Kopf durchs Loch, späht einen Augenblick und fährt hinaus.

In der Mühlenschenke ist heute abend Betrieb, dampfender Grog wird immer wieder eingegossen und steigt langsam zu Kopfe. Reichlich spät erscheint ein Mann, hängt seine Pudelmütze an den Haken, weist dem Hund

Platz unter der Bank an und setzt sich. „Frisch wird's heute nacht", versucht er ein Gespräch zu beginnen und reibt sich die roten Hände. „Na, hast du was geschossen, August? Warst doch mit der Flinte unterwegs?" erkundigt sich einer am Nachbartische und drückt den Zigarrenstummel aus, daß es beißend qualmt. „Nö", antwortet der Angeredete, „aber in deiner Feldscheune hätte ich bald einen Wildkater erwischt, Kirsch –, – sooo ein Vieh!" „Einen Wildkater? Mensch, sowas gibts doch gar nicht mehr, du Pranzer!"

Vor Lachen dröhnt die Schenke, obwohl es eigentlich gar nichts zu lachen gibt, – aber der Grog, – der Grog...!

„Gespensterjäger", grölt der protzige Teichpächter Kirsch, der seinen Spitznamen „der Karpfen" mit Recht wegen seines gleichartigen Gesichtsausdruckes mit dem immer offenstehenden Munde verdient, durch die rauch-

geschwängerte Gaststube. „Gespensterjäger, – Sonntagsjäger!“

August Hahn springt auf und stürzt auf den Fettwanst zu. „Was hast du gesagt, Köderfisch, windiger?“ knurrt er ihn an, und der braune Hund springt erschrocken unter der Bank hervor. Der Dicke erhebt sich ebenfalls und reißt ein Grogglas um. In Kampfstellung stehen sich die alten Feinde gegenüber. „Ruhe, meine Herren!“ ruft es von allen Seiten, und der Wirt rennt mit beiden Armen ausgreifend in die Kampfhähne. „Baldrian nehmen, – Baldrian nehmen!“ schreit der asthmatische Viehhändler Tinzer über die Tische, „das beruhigt das Gemüt und hilft den Kater fangen, – Baldrian!“

August Hahn zahlt, ruft den Hund und knallt die Tür hinter sich zu, – verlassen bleibt die Pudelmütze am Haken hängen und baumelt, vom Luftzug bewegt, ein wenig hin und her. Lange noch drehen sich die Gespräche in der Schenke um den roten Kater. Dabei versäumt der „Karpfen“ nicht, ein paar Lästerzungen tüchtig Grog zu spendieren, die dann zum Danke über seine dummen Witze grölend lachen. Um Mitternacht schieben sie dann nach Hause und johlen unter des Karpfens Kommando die Dorfstraße hinunter an August Hahns Hütte vorbei:

„Wie fang' ich's an,
Herr August Hahn?
Ich schieß die Katz'
Mit Baldrian . . .
Tatü-ttata, bumm-bumm
Tratraa
Ha hahaaa . . .“

Erst allmählich tritt wieder Ruhe im Dorfe ein. Baldrian, Baldriantropfen! Dumm, aber eigentlich auch nicht dumm, – denkt August Hahn. Man müßte die große Kastenfalle aufstellen, einen feinen Köder tränken und

hineinlegen. Sitzt der Bruder dann drin, mit schußbereiter Schrotflinte die Klappe öffnen, ein paar Schritt flüchten lassen und den sicheren Schuß dann aufbrennen. Das wäre eine Möglichkeit. Und außerdem: Man könnte dem Katzenbalg dann eine Strickschlinge mit Zettel um den Hals ziehen und ihn am Schlafstubenfenster des „Karpfens" aufhängen:

„Wer Leute reizt
Zu Zank und Hader,
Dem geht's einst so
Wie diesem Kater."

August Hahn kostet die Wirkung im voraus aus. Das wäre ein Ding! Das ganze Dorf würde lachen! Nur groß genug müßten Zettel und Schrift sein, damit es alle früh lesen können von der Straße aus, wenn sie zur Milchbank gehen.

Stockdunkel ist es schon am frühen Abend des nächsten Tages. Unauffällig und mit einer großen blauen Schürze obendrein zugedeckt ist die hölzerne Kastenfalle im Siedekorb verstaut. Baldrianfläschchen und ein ganzer Bückling stecken gut eingewickelt in Augusts äußerer Jackentasche. Los geht's, – doch halt, – einen Reisigwedel darf man nicht vergessen, um die Spuren auf dem Felde zu verwischen. Niemandem wird es einfallen, um diese Zeit an der Kirschenscheune herumzusuchen, aber von der Straße aus könnte man erkennen, daß hier einer hingegangen ist, – das ist nicht nötig. August Hahn huckt den Siedekorb auf und stapft die Dorfstraße hinunter, kein Lüftchen regt sich. Schnell ist die Falle an der Scheune aufgestellt und gespannt, Köder hinein und wieder weg. – Sollte doch mit dem Teufel zugehen, wenn der Satan nicht anbeißt, der windige. Nachts schrickt August im Bette ein paarmal auf, – deutlich hat er den Knall des zuschlagenden Schiebers vernommen. Aber, ach, – einmal

ist es der Waldarbeiter, der im Hause wohnt und die Haustür knallt, das andere Mal hat jemand einen Schneeball ans Giebelfenster geworfen. Draußen steht die Falle und wartet...

Varus hat nach seiner Flucht aus der Scheune die Straße überquert und nimmt geradeswegs Richtung auf das Teufelsloch am Hütewalde. Das ist die Gegend, in der es des Nachts umgeht, wie die alten Bauern sagen. Der und jener, der vom Tanze aus Bansdorf heimkam und den Abkürzungsweg am Hüteteich vorbei genommen hatte, hat es im Busch rascheln und über dem Wasser schweben sehen. Kein Mädel ist hier des Nachts vorbei zu bringen, im Herbst, wenn es in den Baumkronen stürmt, schon gar nicht. Unweit davon, auf dem großen Felde, steht ein Hühnerkarren, an dem man vergessen hat, den Schieber vorm Loch herunterzulassen. Spinnen und allerlei Getier, auch ein paar Feldmäuse, haben hier ihr Winterquartier aufgeschlagen. Varus umwindet den Karren einige Male, springt dann das Laufbrett hinauf und verschwindet im Loche. Eisig kalt ist es zwischen den dünnen, gekalkten Brettern. Varus tappt auf dem festgebackenen Hühnerkot herum und zerrt eine Fledermaus von der Stange herab. Lebt das Ding nun eigentlich oder nicht? Ein schneller Biß! Pfui Teufel! Ledern, zerrig und muffig beißt sich der Balg an, – alles nur Knochen und ledernes Gezerre. Varus wendet sich ab, rollt sich in einer Ecke so dicht wie möglich zusammen und versucht einzudämmern. Aber es will nicht recht gelingen, die Kälte beißt durch, wenn man so ruhig liegt; außerdem kommt Sturm auf und pfeift durch die Ritzen. Zweifellos hat man schon molligere Unterkünfte gehabt; dieser Kasten auf zwei Rädern ist zu groß und kann sich gar nicht erwärmen, es müßten denn zwei ausgewachsene Bären darin liegen. Nur eine schaurigkalte Nacht verbringt Varus in dem

Hühnerkarren, dann taucht er wieder im Walde jenseits des Dorfes unter. Und an der Kirschenscheune wartet gespannt die hölzerne Falle ...

Der große Wald will fast kein Ende nehmen, ebenso wie der Hunger, der nun schon seit Tagen wieder in Varus' Därmen wühlt. Eine halbverhungerte, erfrorene Krähe und etwas Gehäutel von einem ruppigen Hasenfell ist alles, was er findet. Selbst Reineke scheint hier weggezogen zu sein aus dieser mageren Gegend; denn nirgends sind seine Spuren zu entdecken. Varus zieht und zieht, ein armseliges Gerippe. Glutrot geht eines Morgens der Sonnenball über den Wipfeln der Kiefern auf. Varus kann sich vor Hunger kaum noch auf den Beinen halten und schleicht nur noch wie ein Schatten voran. Da lichten sich die Bäume, und ein weites Tal breitet sich aus. Doch, was ist dort unten? Vor einem Tafelwägelchen trottet ein struppiger Gaul pustend und schnaubend. Die Ladung besteht aus einigen Tonnen und Kübeln und Herrn Hadersbeck, Silberfuchsfarmer im Niedertal. Das war günstig heute am Schlachthofe in der großen Stadt, ein Rind, mehrere Kälber und zwei brandmagere Ziegen hatte man als Fuchsfutter freigegeben. In große Stücke zerhackt, liegt das kostbare Futter in den Kübeln. Ein Schlückchen „Alter Korn" zum Frühstück hat wohlgetan. Warum sollte man nicht hier, wo doch niemand zu dieser Stunde vorbeikommt, im hochgeschlagenen Pelzkragen auf dem bequemen Kutscherbock ein Nickerchen machen?

Der alte Zottelgaul kennt den Weg seit vielen Jahren und findet auch ohne Haderbecks Zügelführung heim. Hoppelpoppel, – die Tonnen rütteln auf der Tafel, – da kommen die Bohlen der Durchlaßbrücke, und, – bums, da kollert die eine herunter in den Schnee, in der sich einige Stücke Rindfleisch befinden. Durch das Holpern der Räder erwacht der Kutscher, öffnet halb die Augen,

prüft die Fahrtrichtung und dämmert wieder ein, nachdem er alles in Ordnung befunden hat.

Erst gegen Mittag wagt sich Varus aus dem Waldrande hervor, spannt noch einmal kurz im Gebüsch halbwegs zum herabgefallenen Kübel und trottet dann halbtot vor Hunger auf den Abfallhaufen zu. Aber auch andere Hungerbälge scheinen den Fraß beobachtet zu haben; denn schon lassen die Krähen ihr häßliches „arrr, arrr" hören und streichen in ganzen Schwärmen heran. Varus schätzt dieses Gesindel aus der Luft, dem man nicht beikommen kann, keineswegs, aber der mörderische Hunger treibt ihn voran. Schon sitzen sie in Scharen auf dem Haufen, zankend, auf- und übereinanderflatternd. Jetzt haben einige Varus erspäht und gehen zum Angriff über. Eine Gruppe greift von oben an und hackt mit den Schnäbeln nach seinem Kopf, eine andere rennt trippelnd mit geöffneten Schnäbeln gegen ihn an. Eine verzweifelte Lage! Da macht Varus unter Aufbietung aller Kräfte einen Satz mitten hinein in den Haufen, faßt einen Brocken und stürmt davon bis zum Haselgebüsch. „Arrr, arrr", kreischt der aufgeschreckte Schwarm, flattert ein wenig hoch und fällt wieder ein. Es ist nicht viel, was Varus erwischt hat, einen Rindskehlkopf mit einem Stückchen Gurgel daran, hart und knorpelig, und das bißchen Fleisch drum herum ist dünn, aber es ist wenigstens etwas. Noch einen Angriff wagt Varus am späten Nachmittag, aber da hat es schon keinen Zweck mehr, – nur der Schnee, blutig und zerwühlt, ist noch geblieben.

Varus zieht über das Eis der Seen, findet an einem Eisloch noch ein kleines totes Vögelchen und torkelt dem Horizont zu, hinter dem eben die Sonne verschwindet.

Das bißchen Fraß wärmt ein wenig und reicht gerade noch aus, um sich bis zum Abend hinzuschleppen. Gerade

will Varus in einen Schuppen einschlüpfen, in dem Ackergeräte aus dem nahen Dorfe untergebracht sind, – als er unweit der halbgeöffneten Tür einen dunklen Brocken erspäht. Rasch wendet er darauf zu. Fleisch! Richtiges Fleisch, – aber angefroren. Verzweifelt kratzt, kaut und katscht er, bis der bitter schmeckende Bissen hinuntergewürgt ist. Dann schlüpft er ein, kriecht zwischen zwei Wagenschieber und rollt sich zusammen. Aber was ist das in seinem Leib, was so rumort und drückt, leise überfällt ihn ein ängstliches Zittern, und seine Augen weiten sich. Er springt auf, macht einen Buckel und legt sich wieder hin. So geht es ein paarmal, bis sein Leib anfängt ruckweise zu krampfen. In der Dunkelheit rennt er umher, seine zitternden Glieder vermögen ihn kaum noch zu tragen. Da, wieder dieser furchtbare Krampf des Leibes, und der Magen will zum Maule förmlich herausdrängen. Varus erbricht sich mehrmals, und der ekelhafte Mageninhalt hinterläßt einen gallenbitteren Geschmack. Es wird ihm wohler, und wieder versucht er ein wenig zu ruhen. Wieder fängt der Magen an zu rumoren, und immer von neuem erbricht er sich, bis nur noch Schaum und Wasser kommt. Gerade kann er sich vor Schwäche noch bis an das Brettertor schleppen, um etwas kalten Schnee aufzunehmen, – da schwinden ihm die Sinne. Wie lange er gelegen hat, kann niemand sagen. Als er wie gelähmt erwacht und ein wenig blinzelt, dunstet weißer, dicker Nebel um Geräteschuppen und Kohlstücken auf den Feldern. Er versucht sich aufzurichten, es gelingt ihm, und taumelnd tappt er ein paar Schritte zur Tür hinaus, um wieder etwas Schnee zu schlappen. „Arrr, arrr" krächzt es über ihm aus hundert hungrigen Schnäbeln, – aber Varus nimmt keine Notiz davon, – er ist viel zu matt und zu stumpf.

„Arrr, arrr!"

Wie aufgepumpt brennt der Magen, seit vielen Tagen

nichts Rechtes im Leibe, dann dieser Giftbrocken, den jemand hierher geworfen hat zur Vertilgung von Raubzeug. Varus ist am Ende. Jetzt eine der oftmals verschmähten, mageren Feldmäuse haben und verschlingen können, vielleicht sogar eine saftige Hühnerleber... Nein, nichts ist da in dem grauen Dunst, die schwarzen Halunken krächzen ihr schauriges „Arrr, arrr".

Wie im Traume schleicht Varus von dannen mit tief gesenktem Kopfe, ohne irgendein Ziel anzusteuern. Da, nach langer Zeit, hemmt ein Gatter seinen Lauf. Einen Satz, – und darüber hinweg? Ja, das war einmal...! Tappend schleicht er an den Latten entlang, – hier ist eine ausgebrochen, – schlupf, – hindurch. Schon fängt es an zu dunkeln, und eiskalter Schneematsch treibt vom Himmel herab schräg gegen die Erde. Was war das? Krähte da nicht ein Hahn ganz nahe? Varus verhält und lauscht... „Roack roack – duck – duck, – doag" geht es wieder ganz nahe. Riecht es nicht auch warm und scharf? Noch ein paar Schritte, – hier ist doch eine Bretterwand, und hier geht es hinein in ein schwarzes Loch. Husch! Ah, richtig, hier riecht es nach warmen Leibern, nach Mist und Blut. Varus streicht an der dunklen Innenwand entlang.

„Klopp, klopp, padopp, puff" geht es überall im Dunkeln und „gock, gock, gock" ganz im Hintergrunde des Raumes. Der ganze Stall fängt an rebellisch zu werden. Da schlägt ihm warmer Dunst ganz nahe entgegen, aber wie er auch fummelt und ruckt, um heranzukommen, überall versperrt ihm ein Drahtgitter den Weg. So sehr er auch zerrt und kratzt, der Maschendraht ist gut an die Karnickelstalltüren angenagelt. Dabei nimmt das Gerammel in den Ställen zu, und die faulen Stallhasen rennen klopfend von einer Ecke der Käfige in die andere. Auch die Hühner auf den Stangen fangen an zu flattern,

hopsen schlaftrunken hoch, verpassen die Sitzstange und fallen mit ausgebreiteten Flügeln zwischen alte Kisten und Weidekörbe. Als Varus ein paar Flügel um den Schädel knallen, greift er zu, – erwischt aber nur ein paar Federn. Rasend spornt ihn der Hunger an. Da geht es „pätsch", und er tritt mit der einen Pfote in eine schleimige Brühe. Vorsichtig schlappt er mit der Zunge. Ah, das ist ein unbekannter Geschmack, – aber nicht übel. Und erst jetzt, der Dotter! Das ganze Maul steckt er in die Massen und schluckt und schlappt, – das ganze Maul klebt und zieht Fäden. Donnerwetter, das war ein leckerer Fraß! Varus strolcht noch ein wenig im Stalle umher, tritt in weiches Heu und wieder schmeckt es ihm wie eben. Das weiße Ding rollt aus dem Neste heraus, macht auf dem Boden kurz „pätsch", und wieder schlingt der Halbverhungerte. Dann aber wird es ihm unheimlich, rasch dreht er, sucht sein Schlupfloch und fährt hinaus. Erst allmählich legt sich der Spektakel im Stalle. Als der Arbeiter Bornemann am nächsten Morgen in aller Frühe mit der Stallaterne in der Hand füttern will, bemerkt er die Schalen vor den Legenestern auf dem harten Erdboden. Ahnungsvoll hebt er die Hand mit der Laterne und zählt die Hühner.

„Stimmt, acht Stück und der Hahn", sagt er, „möchte nur wissen, was das ist. – Sollte sich da eine von den alten Tanten ans Eierfressen machen?" Er kehrt die Schalen zusammen, hackt ein paar Runkeln entzwei und steckt den Karnickeln Heu auf.

„Hm", murmelt er, „komisch", wendet noch einen Blick auf die Hühner und schließt die Stalltür.

Als er am nächsten Morgen wieder mit der Laterne zum Füttern kommt, verschlägt es ihm den Atem. Die große Rhodeländer liegt noch warm mit ausgebreiteten

Flügeln, durchbissener Gurgel und aufgerissenem Leib gerade vor dem Siedekorbe. Bornemann senkt die Laterne und beleuchtet den Schaden. Halb aufgefressen, das ganze Blut ausgesaugt, – gerade die beste und schwerste, – ein prima Legehuhn, – na, warte, du Schweinigel, armer Leute Hühner abwürgen, mit dir wird's bald aus sein! – Für Bornemann steht fest: Wiesel! Daß ein Wiesel nicht ein halbes Huhn auffrißt, sondern sich mit dem Blute begnügt, – das bedenkt er im Augenblick nicht. Noch ehe er dem vermeintlichen Räuber zu Leibe rücken kann, trifft ihn ein zweiter Schlag, der ihm allerdings auch Gewißheit bringt über die Personalien des Täters. Im Begriffe, das Hühnerloch abends sorgfältiger als bisher abzuschließen und zu verbarrikadieren, fällt ihm eine gewisse Unruhe unter den bereits zur Ruhe eingezogenen Hühnern auf. Rasch öffnet er die Stalltür, leuchtet mit der Laterne hinein und blickt geradeswegs in die wie glühende Kohlen leuchtenden Augen des roten Räubers, der gerade dabei ist, den jungen Hahn am Boden zu zerreißen. Voller Wut und Schrecken schleudert Bornemann die Stallaterne gegen Varus. Der pendelnde Henkel der Laterne hat dieser zwar Wucht, aber nicht die richtige Wurfrichtung gegeben, und sie zerschellt, noch einmal wild aufflackernd, an einer Sitzstange. Varus, zu Tode erschrocken, sieht keinen Fluchtweg, denn der stämmige Bornemann füllt mit seinem breiten Körper fast den ganzen Türrahmen aus. In der Verzweiflung springt er Bornemann direkt gegen die Brust, zieht sich blitzschnell auf die linke Schulter des Mannes krallend hinauf und springt blindlings in den Hof ab. Weg ist er! Nachdem sich Bornemann wieder gefaßt und die qualmende Laterne gesichert hat, rennt er in die große Stube zu seiner Frau. „Jetzt habe ich den Schweinehund gesehen, – ein rotes Katzenvieh, so groß wie ein Fuchs", schreit er, und seiner Frau rutscht die Stopfbrille auf die Nasenspitze.

Schon nach wenigen Stunden lehnen handfeste Knüppel griffbereit in den Hausgängen aller Häuser. Weg mit diesen rotscheckigen Halunken! Allen eins auf den Kopf geben, da wird die eine schon dabei sein! So lautet die Parole. Wer will mit den Nachbarn Unannehmlichkeiten haben wegen einer roten Katze, und wer wäre in der Lage, stichhaltig zu beweisen, daß die eigene rote Katz' nicht räubert? Da ist keiner und keine entkommen von den satten roten Haus- und Mauskatzen, die an den Ofen und die warmen Ziegenställe gewöhnt sind.

„Nützt alles nichts", sagt der Eisenbahner Scharrwind, „wir plagen uns die ganze Zeit mit dem bissel Viehzeug ab, man ist immer angehängt, – und dann läßt man sich die paar Hühner abwürgen. So war's ganz richtig! Fort mit dem Gesindel".

Fürchterlich ist Varus der Schrecken in die Glieder gefahren, und wenn er nicht leidlich satt gewesen wäre, wer weiß, ob ihm der Sprung über Bornemann hinweg geglückt wäre. Aber ein zäher, wildnis- und wetterfester Kater erholt sich schnell, schneller als jedes andere Tier. Dichter Nadelwald hat ihn längst wieder aufgenommen, weit ab vom Unglücksorte.

Es bestätigt sich eben immer wieder, die freie Wildbahn, einsame dunkle Wälder, – das ist das richtige, hier lebt es sich schon sorgloser, und ein Kater läuft nicht Gefahr, womöglich mit einer Latte im Karnickelstall erschlagen zu werden wie eine gejagte Ratte. Dies besagt nicht, daß man nicht hin und wieder einen Abstecher machen kann in die Felder, um nach toten Krähen zu sehen oder dumme Märzenhasen einfach hinter die Löffel zu schlagen, – aber im großen und ganzen, – der Wald, die tiefe, heimliche Einsamkeit unberührter Gebiete, das ist das sicherste Revier.

So zogen die Jahre dahin mit grenzenlosem Hunger während des harten Hochwinters, mit faulem Sattsein während des Sommers und mit blutigen Nachtkämpfen, wenn im Februar der Mond silberhell vom Himmel leuchtet und all die blinkenden Sterne überstrahlt. Varus ist zweifellos der stärkste gewesen, der all' die Nöte und Kämpfe überstehen konnte, weil ihm die alte Moser-Katze eine kräftige Natur mitgegeben hat. Zahllosen Waldmäusen, Vögeln und anderen kleinen Tieren hat der scharfe Fang das Rückgrat zerknackt, in allen Kämpfen ist er als Sieger hervorgegangen, wenn auch manchmal knapp oder nur durch List. Viele Narben bedecken das ruppige Fell, und zahlreich sind die jungen roten Raufbolde, die in den Dörfern um die großen Wälder und Seen die Merkmale des Vaters zeigen.

Immer schwerfälliger wird sein Sprung und immer müder seine Glieder im letzten Jahre. Es ist nichts mehr los mit ihm, und die Waldmäuse treiben ihr ungestörtes Spiel fast vor seiner Nase.

Wer als Fremder mit dem Förster gut dran ist, der wird bestimmt auf einem Spaziergang an der Stelle vorbeigeführt, wo Varus, von der tödlichen Kugel getroffen, seine Glieder hinstreckte in das harte Schlaggras am Rande der einsamen Klosterberge. Zwischen den Steinplatten über diesem Platz blühen Königskerzen und hellblaue, wilde Vergißmeinnicht, und hoch am Himmel rauschen, vom Wintersturm zerzaust, die Wipfel der Riesen.

Joh. Sieber/Ehm Welk

Tiere – Wälder – Junge Menschen

Ein lebensfrohes Buch

212 Seiten mit 16 Bildtafeln
Halbleinen, 5,60 DM

*

Alfred Buckowitz

Überraschungen mit Tieren

Erlebnisse eines Tierfreundes

etwa 160 Seiten, illustriert
Ganzleinen, etwa 5,— DM

*

N. Artjuchowa

Die weiße Ziege

Drei Erzählungen
für Kinder und Erwachsene

252 Seiten, illustriert
Halbleinen, 4,80 DM

PETERMÄNKEN-VERLAG
SCHWERIN